


✓ 238 c 21.
Vet. Ger. III B. 472
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
M
1895



Rheinischer Liederkranz

auf das Jahr 1847.

Herausgegeben

von

V. Brach und W. Stens.

Mit Beiträgen

von

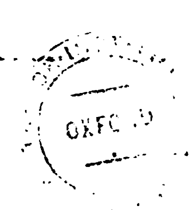
E. M. Arndt, A. Delius, Fried. Diez, E. von Ernsthausen, W. Junkmann, G. Kinkel, J. Kreuser, Wolfg. Müller, G. Pfarrius, G. Schwarz, K. Simrock, L. v. St–y und Th. Thomas.

Zum Besten der Armen.

Bonn 1847.

Im Commissions-Verlag bei Henry & Cohen.

Druck von F. P. Lechner in Bonn.



Seiner Königlichen Hoheit

Dem Prinzen

Friedrich Karl von Preußen

ehrfurchtsvoll gewidmet

von

den Herausgebern.



Vorwort.

Durch die jetzt herrschende Noth kamen die Herausgeber auf den Gedanken, durch die Veröffentlichung dieser Sammlung von Gedichten auch ihr Scherflein zur Linderung dieser Noth beizutragen. Was die Reihenfolge der Gedichte betrifft, so mußte sich diese nach dem Einlaufen der einzelnen Beiträge richten, weßhalb wir bitten, die Anordnung der Sammlung nur aus diesem Gesichtspunkte betrachten zu wollen. Möge dieselbe eine günstige Aufnahme finden!

Bonn, den 21. Mai 1847.

Die Herausgeber.



Laßt uns, Brüder, rüstig bauen
An der Menschheit großem Tempel,
Daß wir ihn vollendet schauen
Durch der heil'gen Liebe Stempel!

Laßt die Mauern sich erheben
Aus des Glaubens reinstem Golde,
Und als Kuppel drüber schweben
Hoffnung, sie die himmlisch holde!

Brennen auf dem Hochaltare
Laßt der reinsten Andacht Flammen,
Und das Gute, Schöne, Wahre
Fließ' als Opfer hier zusammen!

Brüder, laßt uns rüstig bauen
An der Menschheit großem Tempel,
Daß wir ihn vollendet schauen
Durch der heil'gen Liebe Stempel!

W. Stens.

Benvenuto Cellini.

Ein Drama in vier Aufzügen

von

W. Brach.

Personen.

Cosmus von Medicis, Herzog von Florenz.
Der Kardinal von Medicis, sein Bruder.
Peter Franz del Riccio, Haushofmeister.
Sforza } Höflinge.
Lattantio } Höflinge.
Ritter Bandinelli, Bildhauer.
Benvenuto Cellini, berühmter florentinischer Goldschmied und Bildhauer.
Porzia, dessen Tochter.
Askanio, dessen Schüler.
Antonio, Gesell des Bandinelli.
Ein Fremder.
Ein Senator.
Ein Schreiber.
Mehrere Bildhauergesellen.
Zwei Knaben.
Boten.

Erster Aufzug.

Marktplatz von Florenz, auf dem mehrere Statuen aufgestellt sind, unter andern auch die des Herkules von Bandinelli, deren Umzäunung mit vielen Sonetten beklebt ist.

Erste Scene.

Ein Senator und sein Schreiber treten auf.

S e n a t o r.

O sagt mir, was ist Dies da für ein Bild?
Vor allen ragt's hervor durch seine Größe.

S c h r e i b e r.

Es ist auch Herkules, gestrenger Herr,
Der Herkules des Ritters Bandinelli.

S e n a t o r.

So? so? das also ist der Herkules,
Den man so sehr gerühmt in diesen Tagen?

S c h r e i b e r.

Ja, ganz Florenz ist voll von seinem Lobe,
Doch gibt's auch Viele, die gar sehr ihn tadeln.

S e n a t o r.

Wie's immer zu gescheh'n pflegt in der Welt,
Der Teufel mach' es allen Menschen recht.

Schreiber.

Jedoch, gestrenger Herr, die Besten grade
Erheben nicht ihr Lob zu jenem Bilde,
Und soviel ist gewiß, daß Benvenuto
Cellini ein ganz andrer Künstler ist,
Als dieser Bandinell'.

Senator.

Mir gilt es gleich,
Ich kümmre mich nicht viel um solche Dinge,
Das ernstere Geschäft erlaubt mir's nicht,
Jedoch der Ritter Bandinelli muß
Doch auch ein großer Künstler sein, denn hoch
Steht er in Gunst bei unserm gnäd'gen Herzog.
(sie gehen vorbei.)

Zweite Scene.

Mehrere Bildhauergesellen treten auf.

Erster Gesell.

Das glaubt mir, Leute, der Cellini ist
Ein ganzer Kerl, ein ungeheurer Kerl,
Ich glaub', er steht im Bunde mit dem Teufel.

Zweiter Gesell (zum Dritten).

Ja ja, Patron, nimm du dich nur in Acht
Mit deinem Lästermaul!

Dritter Gesell.

Hat Nichts zu sagen.

Zweiter Gesell.

Hoho, der dreht im Nu den Hals dir um
Wie einer Gans, kommst du ihm in den Wurf.

Vierter Gesell.

Er ist ein braver Mann, ein großer Künstler,
Doch Spaß versteht er nicht im Mindesten
Und in den Himmel sendet' er schon Manchen.
Ich selber sah's mit diesen meinen Augen,
Wie er in Rom am Mörder seines Bruders
Sich rächte; einen ungeheuren Dolch
Stieß er mit solcher Kraft ihm in den Nacken,
Daß ihn kein Mensch herauszuzieh'n vermochte.

Erster Gesell.

Nicht besser ging's dem Pompeo von Mailand,
Den er inmitten seiner Kameraden
Auf offner Straße tödtete. Nun freilich,
Der Benvenuto that sehr wohl daran,
Denn jener war ein wahrer Judas, der
Bei jeglicher Gelegenheit ihn neckte
Und ihn auf unerhörte Weise kränkte.
Wer ihm Nichts thut, dem thut Cellini auch Nichts,
Im Gegentheil ist er ein treuer Kerl,
Der Blut und Leben seinen Freunden opfert.
Wer aber ihm zu toll mitspielen will,
Der mag den Sarg im Voraus sich bestellen
Und baldigst Buße thun für seine Sünden.

Zweiter Gesell.

Ja ja, es ist kein Spaß, man muß ihn selbst
Im Streit gesehen haben, so wie ich
Ihn öfters sah in seinen jüngern Jahren.
Wo's Händel gab, da war er stäts dabei,
Es war ein Gaudium, ihm zuzusehn,

Wenn er allein sechs oder sieben angriff;
Ha, wie ein Löwe stritt er und stand fest
Wie eine Mauer, bis sie alle wichen.

Vierter Gesell.

Herr Gott! und wie benahm er sich, als Rom
Belagert ward vom Herzog von Bourbon!
Das glaubet mir, da galt Cellini etwas.
Er selber tödtete durch einen Schuß
Vom Wall den Connetable von Bourbon,
Und späterhin, als Mangel war an Leuten,
Trat er in Dienst beim Heer des heil'gen Vaters.
Er wurde angestellt als Bombardier,
Weil er bekannt als guter Schütze war;
So stand er auf der Engelsburg und ruhte
Nicht Tag und Nacht mit der Kanonen Donner
Und hielt die Feinde ab von dem Kastell.
Er zielte wie ein Teufel und traf jedesmal.
Wo irgend nur ein Feind sich blicken ließ,
Da brannt' er ihm die Kugeln auf den Pelz,
Und selbst den Prinzen von Oranien
Erlegt' er mit dem höllischen Geschoß.

Dritter Gesell.

Nun ja, ein tücht'ger Raufer mag er sein,
Ich glaub' es wohl und habe Nichts dagegen,
Auch ein geschickter Goldschmied, doch ein Künstler
Wie Ritter Bandinelli ist er nicht,
Das werdet ihr mich nimmer glauben machen.

Erster Gesell.

Was? Er kein Künstler wie der Bandinell'!
So wenig du den Michelangelo,

Den größten Meister, je erreichen wirst,
So wenig wird der Ritter Bandinell'
Den großen Benvenuto je erreichen.

Zweiter Gesell.

Pack' du nur ein mit deinem Bandinell',
Der Benvenuto ist ein andrer Künstler.
In jeder Kunst des Bildens zeigt er sich
Als den gebornen Meister; Riesenwerke,
Vor denen Andern schwindelt, stellt er dar
Zum ew'gen Wunder der erstaunten Welt.
Hast du gehört von dem Koloß, wovon
Er das Geripp' in Frankreich aufgethürmt,
Das, achtzig Fuß hoch, Alles übertraf,
Was jemals Aehnliches die Welt gesehn?
Und von den Bildern, die er dort gegossen
In Lebensgröße, ganz und gar von Silber?
Nicht zu gedenken andrer Meisterwerke,
Die er für Fürsten, Könige und Kaiser,
Für Kardinäl' und Päbste hat geschaffen,
Der wunderschönen Münzen, die er prägte,
Der Türkensäbel, schöner als die ächten,
Und noch so viel unzähl'ger andrer Dinge,
Die nie genug der Kenner kann bewundern.

Dritter Gesell.

Ihr übertreibt sein Lob, ich tadl' ihn auch nicht,
Nur bleib' ich bei der Wahrheit und in Schranken,
Und meiner Meinung nach ist Bandinell'
Ein größerer Bildhauer als Cellini.
Seht euch nur seinen Herkules dort an,

Seht die Sonette, die zu seinem Lobe
Der Kenner Liebe und Begeist'rung schuf!

(zur Bildsäule des Herkules hingehend.)

Kommt einmal her und leset den Triumph,
Den ihm die Welt freimüthig hat bereitet.
Hier steht sein Lob geschrieben, hier vernehmt es!

(indem er ein Sonett abnimmt.)

Ich will ein's lesen, wenn ihr hören wollt.

Vierter Gesell.

Lies immer zu, wir werden willig hören.

Dritter Gesell (liest).

„Wer mag nun noch von andern Meistern hören?
Wer möchte wohl nicht gern von ihnen scheiden?
Mit will'gem Auge ihre Werke meiden?
Wer ließ sich noch durch falschen Glanz bethören?

Wer möchte ferner Götzen noch verehren,
An ihrem eitlen Prunk die Blicke weiden?
Mit Gold und Silber ihren Leib bekleiden?
Wer eilte nicht, den falschen abzuschwören?

Hier steht der Gott, der göttlichste der Götter,
Von eines Meisters Meisterhand geschaffen,
Vollendet da in seiner Schönheit Fülle.

Bewundert ihn, der wahren Kunst Erretter,
Der kühn gesiegt mit den geweihten Waffen
Und Gottheit eingehaucht der Steineshülle!"

Hört ihr's, Gesellen, habt ihr es gehört?
So spricht die Welt vom Ritter Bandinell'.

Vierter Gesell (der, während des Vorlesens andre Sonette durchgelesen und jetzt ein's derselben abnimmt).

Ich hab's gehört, doch nun erlaube mir
Dir auch ein's vorzulesen, Kamerad,
Damit wir Andrer Urtheil auch vernehmen
Und nicht einseitig hangen an dem einen.

(er liest.)

„Gar Vieles ward zu Theil uns vom Geschicke,
Seltsame Dinge ließ die Welt geschehen,
Es liegt die Zeit in ungeheuren Wehen,
Jedweder Tag ringt streitend mit dem Glücke.

Doch welcher Mensch, der kennt des Schicksals Tücke,
Sein räthselhaftes Kommen und sein Gehen,
Hat wohl ein größ'res Wunder je gesehen,
Als hier sich zeiget dem erstaunten Blicke?

Der Ritter Bandinell schuf diese Säule,
Bedenk's, Du kennst ihn ja, den wohlbekannten,
In's Riesenhafte hat er sich verloren.

O Wandrer, sieh genau Dir's an und weile,
Die Mücke stritt hier mit dem Elephanten,
Den Herkules hat eine Maus geboren."

(Alle außer dem Dritten lachen.)

Hast du's gehört? Haha, hast du's gehört?
Die Mücke stritt hier mit dem Elephanten.

Zweiter Gesell.

Hast du's auch wohl beherzigt dir, Patron?
Den Herkules hat eine Maus geboren.

(Die drei gehen lachend ab.)

Dritter Gesell.

Lacht ihr nur zu! ihr macht mich nimmer wanken,
Ich bleib' dabei, der Ritter Bandinell'
Ist doch ein größ'rer Künstler, als Cellini.

(ab.)

Dritte Scene.

Zimmer des B. Cellini. Auf einem Tische steht das Modell eines Neptuns.

Cellini und Askanio.

Cellini (das Modell betrachtend).

So wäre dies Modell denn auch nun fertig.
Nicht ganz gefällt es mir, doch wird es wohl
Den Preis erringen; ja, er wär' ihm sicher,
Wenn nach Gerechtigkeit entschieden würde.
Der Ritter Bandinell' schafft mir kein solches.
Sag an, Askanio, gefällt es dir?

Askanio.

Es ist vortrefflich, Meister Benvenuto!
So schön sah ich noch nie den Gott des Meers
Von Menschenhand geformt. Gar herrlich steht
Die treffliche Gestalt dahin gegossen;
Des Körpers Haltung ist so wahr als schön,
Und jedes Glied und jeder Muskel lebt.

Cellini.

Dein Urtheil freut mich, wenn nicht Schmeichelei
Die schönen Worte in den Mund dir gab.

Askanio.

Nein, rechnet mich nicht zu den niedern Seelen,
Die nur aus Eigennutz, aus Höflichkeit, aus Laune
Ihr feiles Lob an Jeglichen verschwenden, —
Nehmt einen höh'ren Maaßstab für mich an!
Mit unbegränzter Ehrfurcht, mit Entzücken
Bewundre ich den Genius in Euch,
Mich treibet keine andre, äußre Rücksicht,
Um eurer Kunst, um Eurer selber willen
Bin ich Euch zugethan und liebe Euch
Mit aller Inbrunst des Begeisterten.

Cellini.

Nun ja, ich kenne Dich, Askanio,
Ich weiß es wohl, daß Du nicht bist wie Andre,
Die neidisch jedes Bessere verachten.
Mit klaren Blicken siehst Du in die Welt,
Und wo du Gutes oder Schönes findest,
Da freuet sich dein ungetrübter Sinn.
So aber auch nur darf der Künstler sein,
Denn nicht der Neid, die Liebe schafft das Große.

Askanio.

Ja, nur die Liebe schafft das wahrhaft Große;
Wie sie die Herzen aneinander knüpft
In unzertrennlich em'gem, schönen Bunde,,
So zieht sie auch den Künstler zu dem Werke. —
Wer aber neidisch ist, der kann nicht lieben.

Cellini (umhergehend).

Und dennoch, o es ist zum Rasendwerden,
Glotzt uns der Neid von allen Seiten an

Mit seinen giftgeschwoll'nen tück'schen Augen
Und tödtet uns die Frucht, die wir gezogen;
Bei jedem Schritte tritt er uns entgegen,
Uns hemmend in dem Flug, und heftet sich
An unsre Fersen, bis gelähmt die Schwingen
Uns niederziehn zu dem gemeinen Troß.
Das ist des Stümpers sündenhaftes Trachten,
Daß er, unfähig, Höh'res zu erreichen,
Den Bessern zu verderben strebt; er scheut
Kein Mittel, keine Ränke, Alles steht
Ihm zu Gebot, die ganze Hölle leiht
Ihm ihre Waffen; so bekämpft er frech
Die Bessern all' und möchte sie vernichten,
Damit auch *er* einmal bemerket werde,
Damit die Welt auch *ihn* einmal verehre,
Den kleinen, schadenfrohen, winz'gen Zwerg.

Askanio.

O Meister, scheltet nicht darauf! Ihr seid
Erhaben über Neid und über Neider,
Und Das drückt Euch der Größe Stempel auf.
Von jeher ward das Große angefeindet,
Weil es zu kolossal für Alltagsmenschen,
Und jeglicher Cellini, glaubt es mir,
Hat seinen Bandinell', der ihn beneidet.
Doch solltet Ihr Euch deshalb grade freu'n,
Denn er ist nur die Folie eures Glanzes.

Cellini.

Wie Du die Sachen ansiehst, hast Du recht,
Doch sind sie anders. Niemals würd' es mir

Einfallen, mich mit Bandinell' zu messen
In Hinsicht dessen, was den Ruhm betrifft.
Ich gönnt' ihm seinen Ruhm und wär' mit meinem
Zufrieden, — aber daß der Elende
Von allen Seiten in den Weg mir tritt,
Daß er kein Mittel scheuet mir zu schaden,
Daß er mich hemmt in meinem Thun und Schaffen,
Daß er die Gunst der Großen sich erschleicht,
Die ich vonnöthen hab', um meiner Kunst
Mein Leben frei und ungestört zu weihen,
Daß er den schönsten Marmor nur verhunzt,
Aus dem Unsterbliches hervorgeh'n könnte, —
Das muß mich wohl erbittern und empören,
Und immer klarer seh' ich's ein, daß ich
Erliegen muß am florentin'schen Hofe.

Askanio.

Dennoch wird er zu Schanden an Euch werden
Mit allen seinen ränkevollen Künsten.

Cellini.

Wer weiß! ich zweifle jetzt an meinem Glück,
Denn mich verfolgt das Unglück überall.
Die Herzogin hat Rache mir geschworen
Und nur zu bald wird es ihr wohl gelingen,
Auch gegen mich den Herzog zu erbittern.
Ein Perlenhandel, den aus Ehrlichkeit
Ich ihr verdarb, ist Schuld an allem Unheil.
Vom Kauf der Perlen, die sie haben wollte,
Rieth ich dem Herzog eines Tages ab,
Weil viel zu hoch der Preis dafür gestellt war;

Er fragte mich auf's Wort in ihrem Beisein,
Was konnt' ich anders als die Wahrheit sagen!
Da sah sie mich mit zorn'gen Blicken an
Und ging hinweg, mir drohend mit dem Haupte.
Seitdem ist's aus mit mir an diesem Hofe.

(er geht auf und ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Porzia.

Porzia (nachdem sie ihren Vater eine Weile beobachtet)
Mein Vater, Du bist heute mißgestimmt
Und dennoch wünscht' ich grade Dich bei Laune,
Denn etwas Wicht'ges wollt' ich Dir entdecken.

(Askanio winkt ihr abwehrend mit dem Finger.)

Nein, Freund Askanio, sorge Du für Nichts!
Ich kenne meinen Vater und ich weiß,
Daß frei ich zu ihm reden kann und darf.

Cellini.

Nun was ist's denn? was habt Ihr mir zu sagen?

Porzia (mit niedergeschlagenen Augen.
Askanio —

Askanio.

Nein, laß mich lieber reden!
Wozu es länger auch verschweigen! Meister,
Ich liebe eure Tochter, gebt mir sie
Zum Weibe!

Porzia.

Sprich das väterliche Ja,
Beglücke uns durch deinen Segen, Vater!

Cellini (sie starr ansehend).

Ich trage nicht das Glück in meiner Hand,
Beschwerd' und Unglück hat mich groß gesäugt, —
Schiebt eure Lieb' hinaus in beßre Zeiten!

Porzia.

Verschiebe nicht des einz'gen Kindes Glück
Und trenne nicht das Bündniß unsrer Herzen!

Cellini.

Hätt'st Du mich drum gefragt, eh' Du es schlossest,
Ich hätte Dir bestimmt davon gerathen,
Weil es unmöglich jetzt ist an der Zeit;
Daß ich nun trenne, was sich ohne mich
Zusammenfügte, dafür kann ich nicht.

Porzia.

Ich liebte ihn, eh' ich es wußt' und wollte,
Des Herzens Neigung weiß von keinem Willen.

Askanio.

Wer kann da wollen, wer kann frei erwählen,
Wo bei dem ersten Blick der Seelen Neigung
Unwiderstehlich Herz zum Herzen drängt?
Verargt es der ewigen Natur,
Die die gewalt'ge Sympathie erschuf!

(nach einer Pause.)

Ihr nahmt mich auf in euer Haus, Cellini,
Ihr liebtet mich wie euren eignen Sohn,
Ihr schenkte mir Vertrauen, weihtet mich
In Glück und Unglück ein, das Euch betraf,
Ich war des Hauses Kind in jedem Sinne.

So lernt' ich eure holde Tochter kennen,
Und wie zwei Bächlein, die zuerst getrennt,
Holdselig spielend durch die Flur sich winden
Und dann zum klaren Fluß zusammenfließen;
So spielten anfangs spröde noch die Kinder
In liebevoller Trennung mit einander,
Doch in der Jahre jugendlichem Lauf
Verschmolz der Herzen Neigung fest zusammen,
Daß keine Trennung nun mehr möglich war,
Denn eines lebte nur im andern noch,
Jedweder Athemzug gehörte beiden,
Jedweder Tropfen Bluts floß ineinander. —
Von eurer Liebe sattsam überzeugt,
Verlebt' ich froh die ewig schöne Zeit,
Ich war gewiß des Zieles meines Strebens,
Lag die Erfüllung doch in euren Händen.
Wie solltet Ihr, so dacht' ich voll Vertrauen,
Dem, den Ihr liebtet wie den eignen Sohr,
Der Tochter Hand abschlagen können? Nein,
Ich war gewiß und stolz auf eure Gunst.

C e l l i n i.

Mein Sohn, du kennst den Benvenuto ncht,
Du hast's gewagt, dein Glück auf mich zu bauen,
Sieh zu, daß du dich nicht verrechnet hast.
An meinem guten Willen liegt es nich,
An meinem Schicksal wird dein Glück zerscheitern.
Mein Pfad ist nicht der andern Menschen Pfad,
Mühselig ist der Weg, den ich betree,
Und rauh und wild; wer mir nachfolgen will,
Der suche keine Blumen, keine Rsen.

Porzia.

Du machst die Sache doch auch gar zu schlimm.
Bin ich doch achtzehn Jahre deine Tochter
Und habe manches Glück bei dir genossen;
Du denkst Dir alles ärger, als es ist.
Zwar manches Unglück ging an uns vorüber,
Unsel'ge Tage der Gefangenschaft,
Wo Du zu Rom gebunden lagst im Kerker!
Doch schenkt' uns auch das Schicksal viele Freuden
Und gute Zeiten tilgten stets die bösen.
Wie wurde nicht Cellini's Name oft
Gepriesen und gelobt von Alt und Jung!
Die Welt pries als den größten Meister Dich
Und Könige und Fürsten suchten Dich.
Ach, Vater, wenn Du willst, so bist Du glücklich,
Du schaffst Dir selbst die Feinde, die Dich hassen.

Cellini.

Das ist wohl wahr, mein Kind, und ich verstehe
Dich ganz, doch ist es leider nicht zu ändern.
Verdienst nur soll mir stäts den Lohn bereiten,
Der Kunst allein, der göttlichen und wahren,
Weih' ich mich ganz, nicht jenen falschen Künsten,
Und gut versteh' ich mich auf Kunst, doch schlecht auf Kniffe.
Was ich geworden bin und was ich habe,
Verdank' ich meiner Kunst und meinem Fleiß,
Dem Glücke Nichts und Nichts der Gunst der Großen;
Der inn're Fortschritt in der Kunst, das Lob
Der Bessern war das wünschenswerthe Ziel,
Nach dem ich strebte all' mein Leben lang.
Wohl lockte mich der Beifall einer Welt,

Die so viel Großes sah in dem Jahrhundert,
In dem ich lebt', und immer schien es mir
Ein herrliches, beneidenswerthes Glück,
Ruhmwürdig dazustehn bei Mit- und Nachwelt.
So fuhr ich fort mit immer jungen Kräften
Zu ringen nach wahrhaftigem Verdienst,
Jedoch erschleichen konnt' und wollt' ich Nichts.

Askanio.

Das habt Ihr freilich nie gewollt, Cellini,
Ihr seid nur allzugrad' in Wort und Werken,
Nicht einen Finger breit geht Ihr bei Seite,
Das aber schafft Euch manchen schlimmen Feind.

Cellini.

Ei was! wozu auch soll ich seitwärts gehn?
Ich geh' den graden Weg zum graden Ziel,
Das Gute lob' ich und das Schlechte tadl' ich,
Wo immer ich es finde, rücksichtlos,
Sollt' es auch einem Könige mißfallen;
Und schafft mir dieses Feinde, nun so bin
Ich auch der Mann, den Feinden zu begegnen.

Askanio.

Bedächtet Ihr nur, Meister, wieviel Unheil
Ihr schon dadurch auf euer Haupt gewälzt!

Cellini.

Ich kann's nicht ändern, mir hat die Natur
Die Zahmheit eines Lammes nicht gegeben,
Ich fühl' etwas von Löwenkraft in mir.
Verhaßt ist mir das niedrige Gewürm,

Das sich einnistet in dem heil'gen Tempel,
Ich reut' es aus, tritt es mir in den Weg.
(er geht auf und ab.)

Porzia (nach einer Pause sich ihm nähernd).
Ob deinem Eifer, Vater, hast Du uns
Vergessen, gib den Segen deinen Kindern!

Cellini.
Nein, Porzia, jetzt ist nicht Zeit dazu,
Es kann nicht sein; ich würd' es gerne seh'n,
Könnt' Dir Askanio etwas Sichres bieten;
Allein, da er noch gänzlich von mir abhängt,
Mir aber selber jetzt das Glück den Rücken
An diesem unglücksel'gen Hofe kehrt,
So kann davon jetzt nicht die Rede sein;
Doch kann sich bald der Dinge Lage ändern,
Ja, bald noch kann gar Vieles sich entscheiden,
Denn baldigst tret' ich in die Schranken mit
Dem Bandinelli, der mit frecher Stirn
Mit Jedem sich zu messen sich vermisst.
Der Herzog nämlich wünscht ein trefflich Bild
Von wundersamer Schönheit zu besitzen,
Den besten Marmor gibt er dazu her.
Er wollte mir die Arbeit anvertrauen,
Doch das Geschwätz von feilen Ohrenbläsern,
Die ihm den Bandinell' unmäßig lobten,
Verwirrte ihn und macht' ihn endlich schwanken.
In diesem Zweifel nun bestimmte er,
Daß beide wir aus eigener Erfindung
Ihm jeder ein Modell anfert'gen sollten,
Und wessen als das schönste anerkannt wird,

Der soll das Werk zu fertigen bekommen,
Und der Entscheidung Tag rückt bald heran.

Porzia.

O wenn von diesem Streite unser Glück
Abhängt, mein Vater, dann ist Alles gut,
Ich bin gewiß des Siegs, den Du erringst.

Cellini.

Ich ging den Wettstreit ein, obwohl's unmöglich
Mir Ehre bringt, mit Jenem mich zu messen,
Ich ging ihn ein, um ferner hier zu bleiben
Und endlich meinen Perseus zu beenden,
Der meinen größten Ruhm begründen und
Der späten Nachwelt ihn erhalten soll,
Weshalb ich Leib und Leben daran setze.
Wenn's nicht um meines Perseus willen wäre,
Den ich nur hier zu Stande bringen kann,
Ich hätte nie dem Wettstreit mich gefügt;
Denn lieber mäß' ich mich in andern Dingen
Mit Bandinell', worin ich ihn wohl auch
Zu meiner größern Lust besiegen würde.

Askanio.

O spart Euch nur den Aerger, Benvenuto,
Gewiß ist's ja, daß Ihr den Preis davontragt.

Cellini.

Ja, wenn's nach Recht und Billigkeit nur ginge,
So glaubt' ich's wohl und wäre ruhig, denn,
Was ich erschaffen kann, kann er nicht schaffen;
Doch er versteht's, das Wahre falsch zu machen,
Auf krummem Weg zu gehn, des Herzogs Sinn

Durch seiner Schranzen Urtheil zu bestechen.
Lehrt diese Creaturen mich nicht kennen,
Die stäts dastehn mit lächelnden Gesichtern
Und krummen Rücken, wie ein Fiedelbogen,
Da kann ein ernster Mann, der grade steht
Auf seinen Beinen, leicht zu Schanden werden,
Eh er es sich versieht und daran denkt.

Askanio (nach einer Pause.)

Wollt Ihr dann, Meister, unser Bündniß segnen,
Wenn Ihr im Streit mit Bandinelli siegt?
Gebt dies Versprechen uns, geliebter Meister!

Cellini.

Wohlan denn, ich verspreche, was Du forderst,
Nur baue nicht zu fest auf die Erfüllung!
Denn wenig Hoffnung ist damit gegeben.

Askanio.

O auch ein Funken nur von Hoffnung tröstet,
Indem er uns den nächsten Pfad erhellet
Und einen Strahl wirft in des Schicksals Nacht.
Dank Euch für eure Güte, Benvenuto,
Und wenn der Kinder Glück das Herz Euch rührt,
(Porzia's Hand ergreifend.)
So seht zwei Seelen, die Ihr glücklich machtet!

Cellini.

Ich wünsch' Euch Glück, doch harret der Erfüllung
Mit kaltem Blute und Besonnenheit,
Daß Ihr gefaßt seid, wenn es anders kommt.
Bezähmt der Brust unmäßiges Verlangen
Und gebt nicht Raum des Geistes Gaukeleien,

Der gar zu gern des Herzens Wünschen schmeichelt
Und jeden Faden zum Gewebe spinnt;
Lähmt lieber eurer Hoffnung ihre Schwingen,
Hemmt sie in ihrem allzu kühnen Fluge,
Denn tief im Innern fühl' ich's offenbart,
Daß uns die nächste Zeit nichts Gutes bringt.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Ein fremder Herr.

F r e m d e r.

Ist dies Cellini's Wohnung hier?

C e l l i n i.

Ich bin's,
Mein lieber Herr, was steht zu euren Diensten?

F r e m d e r.

Ich bin ein Fremdling hier in dieser Stadt,
Doch wohl bekannt am florentin'schen Hofe.
Ich komme Euch zu warnen, großer Künstler!

C e l l i n i.

Zu warnen mich? Ihr seid sehr gütig, Herr.

F r e m d e r.

Man meint es nicht ganz redlich hier mit Euch.

C e l l i n i.

Ich weiß das, lieber Herr, doch wundert's mich,
Daß Ihr, als Fremder, solche Dinge wißt.

F r e m d e r.

Mit Bandinelli habt Ihr einen Wettstreit
Von wegen eines Bildes, ist's nicht so?
Doch denkt nicht dran, daß Ihr den Preis erringet,

Eu'r Gegner ist zum Sieger schon bestimmt,
Von allen Höflingen ist's so beschlossen,
Von Sforza, Riccio und Lattantio,
Und wie sie alle heißen mögen, die
Dem Herzog stäts drum in den Ohren liegen.
Ihr steht nicht hier an eurem Platze, Meister.

Cellini.

Ihr seid wohl unterrichtet, Herr, wer seid Ihr?
Wenn ich dies fragen darf.

Fremder.

Der Name thut
Zur Sache Nichts, ich bin hierher gekommen,
Weil eure hies'ge Stellung mir an's Herz geht.
Ein solcher Mann und stäts mit solchen Menschen
Zu thun zu haben! Das muß schmerzlich sein.

Cellini.

Das ist es allerdings, viel lieber nähm'
Ich ein erklecklich Leid auf meine Schultern,
Als täglich mit Lappalien der Art
Den Geist mir zu verdunkeln und zu lähmen.

Fremder.

Ihr müßt's nicht länger dulden, reißt entzwei
Die Bande, wenn sie gar zu sehr Euch drücken!
Es lebt kein Fürst, der nicht solch' großen Künstler
Mit Freuden als den seinen würd' begrüßen.
Mir frißt's am Herzen, denk' ich mir, daß Ihr
In Wettstreit mit dem Bandinelli treten
Und gar noch unterliegen sollt dem Schuft.

Cellini.

Ihr nehmt's Euch sehr zu Herzen, Herr! seid Ihr
Vielleicht im Dienste eines andern Fürsten?

Fremder.

Laßt das, Cellini! glaubt mir, nur eu'r Wohl
Trieb mich hierher. Den Wettstreit müßt Ihr meiden,
Da es gewiß ist, daß Ihr unterliegt.

Cellini.

Florenz ist meine Vaterstadt, o Herr,
Und hier nur, wo die Kunst so hoch emporblüht,
Nur hier kann ich so manches Kunstwerk schaffen,
Was anderwärts mir nicht gelingen würde,
Den Wettstreit aber, den ich einmal einging,
Ich werd' ihn schon bestehn, und unterlieg' ich,
Nun denn, so bleib' ich immer, wer ich bin,
Die Welt wird doch schon gegen mich gerecht sein.

Fremder.

Die Nachwelt ja, doch nicht die Gegenwart,
Der Machtspruch eines Fürsten ist allmächtig.

Cellini.

Ganz recht, doch grade nicht in allen Dingen.

Fremder.

Nun, macht es, wie Ihr wollt, ich kann nur warnen
Und rathen nur, doch wenn das Unglück Euch
Die Augen einstens öffnen wird, dann denkt
An meine Wort' und wenn ich helfen kann,
Werd' ich zum zweiten Mal vor Euch erscheinen.

(ab.)

Sechste Scene.

Cellini. Askanio. Porzia.

C e l l i n i.

Wer ist er? was bezweckt der fremde Mann?

A s k a n i o.

Nichts Gutes, glaub' ich.

P o r z i a.

Nein, gewiß nichts Gutes.

A s k a n i o.

Was konnt' er Andres wollen, als Euch hetzen,
Als Oel in's Feuer gießen?

P o r z i a.

Ja vielleicht
Ist selber er im Bund' mit euren Feinden.

C e l l i n i.

Er meint's nicht gut mit mir, das glaub' ich selbst,
Doch fühl' ich's tief, daß, was er auch bezwecke,
Er mir mein nächstes Schicksal prophezeiht,
Das schaudernd ich erfüllen will und muß,
Wie mir im Innern dies ein böser Dämon
In finstern Stunden längst schon zugeflüstert.
So schreibt der Teufel oft uns unsre Zukunft
Verlockend in's Gehirn mit glüh'nden Lettern,
Daß dem entflammten Geist sie sichtbar werden
Und wir verblendet seiner Lockung folgen, —
So wird die Sage der Zigeunerin
Zur Wahrheit, weil der schwache Mensch, von ihr
Bethört, hineinrennt in der Hölle Schlingen.
Doch, sei es so, ich gehe meinen Weg

(mit starker Stimme)

Und wehe Dem, der mir entgegentritt!

Siebente Scene.

Der Kardinal von Medicis zu den Vorigen.

Cellini (ihm entgegen eilend).

Was seh' ich, Himmel! Euer Eminenz
Sind hier?

Kardinal (ihm die Hand reichend).

Gott grüß' Dich, Meister Benvenuto!
Seit gestern Abend bin ich in Florenz
Und heute eil' ich schon in Deine Werkstatt,
Mich an den neuen Werken zu ergötzen,
Die Deine Meisterhand der Welt erschuf.

Cellini.

Wenn Menschenbeifall stolz den Künstler macht,
So könnt's am meisten Lob aus solchem Munde.
Die große Ehre, die Ihr mir erzeigt,
Sie wägt das Lob von tausend Andern auf,
Sie rührt mich tief und macht mich stolz zugleich,
O glaubt es mir, hochwürd'ger Kardinal,
In vollem Maße weiß ich sie zu schätzen.

Kardinal.

Nun, laß das, Benvenuto! hab' ich doch
Den größern Vortheil, wenn ich Dich besuche,
Indem bei Dir gar Herrliches zu finden.

Cellini.

So Viel des Guten hab' ich nicht zu bieten,
Die jüngste Zeit war, leider, nicht sehr fruchtbar;
Doch, wollt Ihr Euch mit Wenigem begnügen,
Herr Kardinal, so tretet in dies Zimmer!

(Cellini und der Kardinal ab.)

Achte Scene.

Askanio und Porzia.

A s k a n i o.

Das nimmt kein gutes Ende, Porzia.
O wäre dieser unglücksel'ge Wettstreit
Vorüber! Kaum kann er sich selbst noch fügen,
Und Alle hetzen, Alle stacheln ihn
Noch obendrein, den allzu heft'gen Mann.

P o r z i a.

Laß uns anheim dem Himmel Alles stellen!

A s k a n i o.

Fluch über diesen Fremdling! Mein' er's noch
So gut, unüberlegt war seine Rede.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Cellini und der Kardinal.

K a r d i n a l.

Ich bin entzückt von Deinen Werken, Freund!
Wie lohn' ich Dir den herrlichen Genuß!

C e l l i n i.

Des Kenners Beifall ist der schönste Lohn
Des Künstlers, doch, vergönnt mir eine Bitte!

(auf einen Tisch mit Wein und Bechern hinweisend.)

Verschmäh't den Trunk nicht von dem niedern Manne,
Er gibt es gern und freut sich, wenn Ihr's nehmt.

K a r d i n a l.

Betracht' ich Deine Werke, Benvenuto,
So bin ich gegen Dich der niedre Mann.

C e l l i n i.

Stolz machte mich Eu'r Lob, wär' nicht die Freude
Dabei zu groß. Belieb' es Euch zu trinken!

K a r d i n a l.

Auf gutes Glück im Streit mit Bandinell'!

Cellini.

Herr Kardinal, ich hör' nicht gern den Namen,
Auf etwas Würdigeres laßt uns trinken:
Das Haus der großen Medicis soll leben!

Kardinal (lächelnd).

Wohlan denn! (sie trinken.) — Scheint's mir immer
doch, Cellini,
Als ob Du mit dem Herzog, meinem Bruder,
Nicht recht zufrieden wärst. Du thust ihm Unrecht,
Er will Dir wahrlich wohl und schätzt Dich hoch,
Und glaube mir, im Wettstreit, den Du hast,
Wird er gerecht sein grades Urtheil fällen;
Deshalb kannst Du ganz ohne Sorgen sein.

Cellini.

Wir wollen in Geduld des Ausgangs harren,
Sein' Excellenz, der Herzog, Euer Bruder,
Ist ein gerechter, liberaler Herr,
Mit Willen thut er mir wohl auch nicht Unrecht;
Nur ist ein schlimmer Punkt bei großen Herren:
Sie seh'n die Dinge selten wie sie sind,
Zu hoch sind sie gestellt für manches Tiefe.

Kardinal.

Man sagt, daß Du die großen Herren hassest,
Ich möcht' es selber glauben, Benvenuto.

Cellini.

Herr Kardinal, ich hasse keinen Stand,
Doch wenn ich jene Herren haßte, wär's
Kein Wunder, schlecht ward ich belohnt von ihnen.
Die Herrn versteh'n nur immer zu befehlen,

Wie sie es wollen, so soll man sich fügen,
Das Beßte aber läßt sich nicht befehlen
Und jedes Große keimt aus freier Brust.
Dieß war mein Glaube all' mein Leben lang,
Ein Glaube, der mich viel gekostet hat.
Da heißt's: „arbeite Dieses mir und Jenes,
Doch hätt' ich's gerne bald, so bald wie möglich!"
Nun soll man schaffen, schaffen, daß das Werk
Zu der bestimmten Stunde fertig sei;
Sie wissen nicht, daß sich der Genius
Zu jeder Stunde nicht heraufbeschwören läßt,
Handwerker ist der Künstler ihnen nur,
Von ihrem Solde lebend, ihre Hülfe suchend,
Das Höchste dünket ihnen feil für Geld.

Kardinal.

Im Ganzen hast Du leider Recht, Cellini.

Cellini.

Da soll man tanzen nach der Herren Lust,
Sich ihren Launen, ihren Grillen fügen,
Das Werk zustutzen nach des Tages Mode,
Den freien Geist in niedre Ketten schmieden,
Die überirdische Gewalt der Kunst,
Die wie das Glück vom Himmel frei herabfällt,
Das Heil'ge selbst der Knechtschaft unterwerfen,
O Gott, was weiß ich Alles, was man soll!
Sie ahnen Nichts von jener höhern Liebe,
Die einzig nur den Künstler zieht zum Werk,
Von jenem unbegreiflich wunderbaren Sinn,
Der der Natur verborgne Wunder aufschließt,

Von jenem Strome der Begeisterung,
Der nur allein den Zauberschlüssel reicht;
Sie kennen nicht des Künstlers heimlich Weben,
Das ihn vermählet mit den höhern Geistern,
Sie wissen Nichts von seinen bittern Freuden,
Von seinen süßen Leiden Nichts, und Nichts
Von seinem tiefern Bündniß mit dem All'.

Kardinal.

Nur allzu wahr!

Cellini.

Wenn ich ein Werk gefertigt,
Heißt's: wie viel kostet es, ich will's bezahlen,
Doch wie viel Müh' es mich gekostet hat,
Ob ich nicht gar mein Leben d'ran gesetzt,
Das ist gleichgültig, darnach fragt kein Mensch.

Kardinal.

O, freilich lohnt die Welt dem Künstler nicht
Und kann ihm auch nicht lohnen, ob sie's wollte,
Ihm aber wird ein höh'res Glück zu Theil,
Er ist die Zierde und der Stolz der Menschen,
Der Ruhm des Volkes, dem er angehörte,
Die Freude aller kommenden Geschlechter;
Wenn Alles untergeht, er lebet fort,
Die hellen Sterne seines Ruhmes leuchten
Weit in der Zukunft Nacht, und nach Jahrhunderten
Ersteht ein Geist, der ihn erkennt und liebt.
Glückselig, ach, muß der Gedanke sein,
So fortzuleben in der Menschen Herzen,
In fernen Zeiten, die noch nicht geboren!

Du, Benvenuto, Du hast dieses Glück,
Das schönste, das dem Menschen werden kann,
Erreicht, Du Glücklicher, bestiegen hast Du
Den goldnen Gipfel der Unsterblichkeit,
Wo ew'ge Jugend, ew'ger Frühling wohnt. —
Mir gab der Himmel Reichthum, Macht und Rang,
Die ich als eiteln Schmuck hinweggeworfen,
Das Schön're aber hat er mir versagt,
Und ob ich auch mit tiefbewegter Seele
An all den herrlichen Gebilden hange,
Die uns die Dichter und die Künstler schufen,
Des eignen Schaffen's Kraft verschließt sich mir,
Kein kleines Denkmal weiß ich mir zu setzen,
Und ich kann Nichts, Nichts auf der Welt, als — lieben.

Cellini.

Dankt's dem Geschick', daß es Euch diesen Trieb,
Des Künstlers schmerzlich Schaffen Euch versagte.
Glaubt nicht, daß er im Augenblick des Schaffens
Sich seines Werkes freuet, wie Ihr andre,
Die Ihr's vollendet vor den Augen seh't.
Ihm hat's der Sorg' und Mühe viel gekostet,
Die beßten Kräfte hat er d'ran gesetzt,
Des Tages Freude hat es ihm geraubt,
Schlaflose Nächte hat es ihm bereitet,
Und steht's nun endlich vor ihm da beendet,
Ob's Euch entzückt, ihm selbst genügt es nicht.

Kardinal.

So strenge muß der Künstler auch nicht sein,
Gefällt sein Werk den Guten und den Beßten,
So sei er auch zufrieden mit sich selbst.

Zweite Scene.

Riccio, der Haushofmeister, zu den Vorigen.

C e l l i n i.

Ei ei, sieh da, Herr Riccio, unser Freund!

R i c c i o (nach einer Verbeugung gegen den Kardinal).

Ich Euer Freund! die Freundschaft ist nicht groß.

C e l l i n i.

Seh'n Euer Eminenz, so ist er immer,
Barsch sieht er aus zwar, doch er will mir wohl,
Vom ersten Augenblick, wo wir uns sah'n,
Gewannen wir uns lieb und wurden Freunde.

R i c c i o.

Ihr sorgt nicht sehr dafür, daß man Euch liebe!
Fürwahr, so ist's, ich sag's Euch in's Gesicht.

C e l l i n i.

Seh't, Riccio, darum grade lieb' ich Euch,
Weil Ihr so frei mir in's Gesicht es sagt,
Das thut kein Andrer hier an diesem Hofe.

R i c c i o.

Doch, daß Euch Mancher haſſ't, darauf verlaſſ't Euch;
Und wenn's der Fall ist, so geschieht's mit Recht,
Denn Eu'r Betragen ist nicht, wie es soll.
Trägt je ein Fürst wohl solche Herrenmine,
Führt solche Herrscherworte er, wie Ihr?

(zum Kardinal.)

Verzeih'n Eu'r Eminenz, daß ich es wage,
In Eurem hohen Beisein so zu reden,
Doch der da reizt mich, wie Ihr's selbst gehört.

Kardinal.

Nun, nun! Ihr beide seid ja grimm'ge Feinde.

Cellini (lachend).

O ich bin nicht sein Feind, ich will ihm wohl;
Er kann's nur immer nicht verdau'n, daß ich
So gut vom Herzog aufgenommen ward,
Es ist ihm unbegreiflich, wie ein Künstler,
Der, wie er meint, tief unter ihn gestellt,
So hoch in Gunst bei einem Fürsten stehen
Und solch' ein Anseh'n haben kann, wie ich.

Riccio.

Sehr wohl benützt Ihr jetzt die Gegenwart
Des Herren Kardinals, Cellini, oder
Vielmehr mißbraucht Ihr *sie* und Euer Hausrecht;
Wenn ich allein Euch gegenüber stände,
Bei Gott, ich wollt' Euch andre Dinge sagen.

Cellini.

Sagt Alles nur, denn Ihro Eminenz
Gestatten uns den freien Mund, nicht wahr?

Kardinal (lachend).

Zankt meinetwegen Euch, so viel Ihr wollt,
Nur bleibt in mäß'gen Schranken, darum bitt' ich.

Cellini.

Ihr hört's, so redet denn nach Herzens Lust.

Riccio.

Laßt es Euch rathen, mäßigt Eure Rede,
Bei Gott, laßt es Euch rathen, großer Goldschmied!

Cellini.

O Haushofmeister, sagt, wer seid denn Ihr?
Doch ja, Ihr seid ein großer, wicht'ger Mann,
Der würd'ge Lehrer einst des gnäd'gen Herzogs,
Dem er verdanket Alles, was er weiß, —
Ihr brachtet ja das A. B. C. ihm bei,
Aus dem die Quelle alles Wissens fließt.

Riccio (heftig).

Ich frag' Euch, Herr, ob Ihr mich hören wollt?

Cellini.

Ja, redet dreist, ich hör' Euch gerne reden,
Denn immer salbungsvoll sind Eure Reden.

Riccio.

Fürwahr, es muß auch wohl gar sehr Euch wundern,
Wie Ihr zu solcher Ehre kommt, daß Ihr
Mit einem Manne meinesgleichen redet.

Cellini.

Wer meinesgleichen, will ich Euch wohl sagen,
Jedoch zuvor, wer Euresgleichen sind;
So wißt denn, Euresgleichen sind Schulmeister,
Die Knaben buchstabiren lehren, Herr!
Doch meinesgleichen reden und verhandeln
Mit großen Königen, mit Päbsten und mit Kaisern,
Und keiner schämet sich, mit mir zu sprechen.
Vielleicht geht meinesgleichen durch die Welt
Nur Einer, aber Euresgleichen geh'n
Durch jede Thür' ein Dutzend aus und ein.

Riccio (kaum sich noch haltend vor Wuth).

Daß Euch der Blitz die Lästerzunge lähme!

(für sich.)

Ha, wart', umsonst hast Du dieß nicht gesprochen.

(laut.)

Ich frag' Euch nun zum letztenmal, ob Ihr
So gut sein wollt, den Auftrag zu vernehmen,
Den ich von Seiten Seiner Excellenz
Euch zu bestellen habe, Benvenuto?

Cellini.

Ei, habt Ihr einen Auftrag? davon sagtet
Ihr ja noch Nichts; willkommen ist mir jeder,
Den unser gnäd'ger Herzog mir ertheilt.

Riccio.

Doch Eu'r Betragen gegen mich, Eu'r Necken,
Ist's ein Benehmen, wie's dem Diener ziemt,
Zu dem der Herzog seinen Boten sendet?

Cellini.

Ich bitt' Euch, lieber Herr, laßt das bei Seite,
Macht Eure Sache nicht zu der des Herzogs?
Wer könnte wohl den Peter Franz del Riccio
Verwechseln mit dem Herzog von Florenz?
Und wenn Sein' Excellenz Euch zu mir sandte,
Warum denn habt Ihr dieß nicht gleich gesagt?
Ich hätt' Euch gern ein willig Ohr geschenkt.

Riccio.

O schweigt nur still, es liegt zu klar am Tage,
Daß Ihr, in Eurem Stolz und Eurem Trotz,
Selbst die Person des Herzogs nicht verschont
Und ihn beschimpft in seinen treusten Dienern.

Kardinal.

Halt, Riccio, halt, Du sprichst Unwahres da,
Mit keinem Wort beleidigte Cellini
Den Herzog; Alles, was er sprach, betraf
Nur Dich und Deine eigene Person.

Cellini.

O Haushofmeister, ja, Ihr habt gesiegt,
Ihr habt mich überwunden, ich bekenn' es,
Bei Gott, in's Bockshorn habt Ihr mich gejagt;
Um Gotteswillen sagt es nicht dem Herzog,
Was zwischen uns hier vorgefallen ist!

Riccio.

Trotzt Ihr nur zu auf Euren festen Stand,
Pocht auf die Gunst, die Euch der Herzog schenkte,
Erbittert Alle schonungslos, Cellini,
Dreist könnt Ihr's thun, Ihr seid der Mann dazu;
Steht doch wie Ihr an diesem Hofe Keiner
Beschienen von dem Strahl der Fürstengunst,
(mit höhnischer Schadenfreude)
Und grade jetzt blüht Euer Waizenfeld,
Ihr seid jetzt grade auf dem beßten Wege.

Cellini.

Ich weiß es wohl, Ihr sagt mir da nichts Neues,
Ich weiß es, wie geschäftig alle ihr
An meinem Fall arbeitet Tag und Nacht.

Riccio.

Jetzt schweigt und höret meinen Auftrag an,
Denn ich bereu' es tief, daß ich an Euch
Der Worte schon zu viel verschwendet habe, —
Sein' Excellenz der Herzog, lassen Euch

Befehlen, daß Ihr Morgen Vormittag
Mit dem Modell bei ihm erscheinen sollt,
Daß er's entscheide, wem der Preis gebühre
Und wer das Werk zu fertigen bekomme,
Ihr, oder Eu'r bewußter Nebenbuhler?
Und nun lebt wohl, ich gehe meiner Wege.
(nach einer Verbeugung gegen den Kardinal ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Riccio.

Cellini.

Seht, Herr, so wie mit diesem stehe ich
Mit Allen hier bei Hof; sie können's nie
Verzeih'n, daß ich so wenig sie beachte,
Daß ich mich nicht genug vor ihnen bücke,
Nicht füge mich nach ihren tollen Launen,
Daß ich nicht Ränke schmiede, so wie sie.
Ich wollt' Euch zeigen, wie ich hier gestellt bin!
Der Mann da steht bedeutend mir im Wege,
Vom ersten Augenblick war er mir gram,
Er weiß die Dinge schlau zu lenken, gegen
Des Herrn Befehl versagt er mir die Gelder
Auf alle Weise, wie er's kann und mag.
Doch ist er noch der beßte, denn ich weiß
Doch, was ich an ihm hab', sein Stolz gibt es
Nicht zu, daß er sich gegen mich verstecke. —
Die Schlimmsten sind die ewig freundlichen,
Die stillen, die geschmeidigen und glatten.

Kardinal.

Indessen solltest Du doch mehr sie schonen,

Sie wenigstens nicht reizen, Benvenuto.
Es kitzelt Dich, mit ihnen Dich zu messen,
Doch spielst Du ein gewagtes Spiel dabei.

Cellini.

Es bleibt sich immer gleich, Herr Kardinal,
Mit ihnen kann ich nun einmal nicht sein,
Ihr Weben und ihr Treiben ist mir fremd,
Zuwider ist mir jene niedre Schlauheit,
Der sie ihr Leben weih'n; — wer aber nicht
Mit ihnen sein kann, der ist gegen sie,
Wer's so nicht treibt wie sie, der ist ihr Feind.

Vierte Scene.

Askanio zu den Vorigen.

Askanio.

Noch immer kommen die Gesellen nicht,
Die Bandinell' uns senden wollte, Meister,
Und so muß denn die Arbeit liegen bleiben.

Cellini.

Der Niederträchtige! Was er mir gestern
Mit seinem Wort versprach, das bricht er heute.
So, Euer Eminenz, tritt dieser Mensch,
Ein böser Dämon, meinem Thun entgegen.
Auf alle Weise sucht er mir zu schaden,
Und schlau entzieht er mir die besten Leute,
Die ich zum Gusse meines Perseus brauche
Und die so selten sind in dieser Stadt.
Doch, laß ihn Ränke schmieden, wie er will,
Trotz allen Hindernissen werd' ich doch
Das unglücksel'ge Bild zu Stande bringen.

(Askanio ab.)

Fünfte Scene.

Kardinal, Cellini, Porzia mit Antonio hereintretend.

P o r z i a.

Mein Vater, dieser Mann wünscht Dich zu sprechen.

A n t o n i o (zu Cellini).

Seid Ihr Cellini? freilich doch, Ihr seid's,
Nach der Beschreibung, die man mir gemacht,
Kann es kein andrer sein.

C e l l i n i.

Ich bin's, was willst Du?

A n t o n i o.

Verzeiht mir, Herr, ich bin ein Neuling noch
In dieser Stadt, erst seit zwei Tagen hier
Und in dem Dienst des Ritters Bandinelli.
In seinem Auftrag hab' ich Euch zu sagen,
Daß er den Marmor nicht hergeben könne,
Den er zu überlassen Euch versprochen.

C e l l i n i (wüthend).

Weshalb kann er den Marmor mir nicht geben?

A n t o n i o.

Das hat er mir nicht anvertrauet, Meister.

C e l l i n i (in der höchsten Wuth).

So sage Deinem Herrn, wenn er mir nicht
Noch heut' hierher in's Haus den Marmor schickte,
So bräch' ich ihm den Hals, so wahr Gott lebt.

A n t o n i o (für sich).

Nun, die Beschreibung, die man von ihm machte,
Ist allzuwahr.

(laut.)

Ich werd's bestellen, Meister.

(ab.)

Sechste Scene.

Die Vorigen ohne Antonio.

Cellini.

Der Elende! er hört nicht auf zu necken,
Er ruht nicht, bis er mich zum Aeußersten
Getrieben, aber dann sei Gott ihm gnädig!
Ich will dem Wurm den Uebermuth vertreiben,
Mit meinen Füßen will ich ihn zertreten,
Ihn treten in den Staub, in's Element,
Dem er entsprossen, wo er hingehört.

Kardinal.

Beruh'ge dich, Cellini, sei ein Mann,
Sein jämmerliches, unbesonnen Handeln,
Es treibe dich nicht zu unwürd'gem Zorn.
So wenig werth er deiner Liebe ist,
So wenig auch verdient er deine Rache.

Porzia.

O folg' dem Rathe Seiner Eminenz,
Geliebter Vater, wolle Dich an ihm
Nur dadurch rächen, daß Du ihn besiegst
Durch deine Kunst, das ist die schönste Rache
Für Dich, die schlimmste aber ist's für ihn.

Cellini.

Es gibt der Menschen, welche das Gesetz
Trotz ihrer Laster nicht erreichen kann,
Die tief im Dunkeln ihr verborg'nes Gift
Für ihres Hasses Opfer schlau bereiten,
Das sie dem Gegner langsam und allmälig,
Stäts tropfenweise beizubringen wissen,
Naturen, die geschmeidig wie die Schlangen,
Und falsch, verderblich, wie die Schlangen sind,

Sie fürchten zwar den Feind, doch scheuen sie
Kein Mittel, ihn zu reizen und zu kränken;
Zu zücht'gen sind sie nur durch Hieb' und Prügel,
Und — Bandinell' gehört zu den Naturen.

Siebente Scene.

Antonio zu den Vorigen.

Antonio.

Mein Herr läßt sagen: wenn Ihr drauf beständet,
So woll' er Euch den Marmor schicken.

Kardinal (lächelnd zu Benvenuto).

Nun

Gehör'ge Achtung hat er doch vor Dir.

Cellini (zu Antonio).

Will er ihn schicken? So? — es ist auch besser
Für ihn, daß er ihn schickt; doch sag' dem Ritter,
Ich würde ihm persönlich meinen Dank
Abtragen für den Marmor, wenn's sich träfe.

Antonio.

Mein Herr läßt ferner sagen, die Gesellen
Könn' er unmöglich schicken, weil er selber
Sie stäts noch braucht und nicht entbehren kann.

Cellini.

Grüß' deinen Herrn, ich werd' ihn nächstens sprechen.

(Antonio ab.)

Kardinal.

Ich will nun fort, gehab' dich wohl, Cellini,
Und was den Streit mit Bandinell' betrifft,
Gerechtigkeit soll einzig d'rin entscheiden,

(ihm die Hand reichend.)

Und zähl' auf mich, als deinen Freund, Cellini.

C e l l i n i.

Ich danke Euer Eminenz, lebt wohl!

(Kardinal ab.)

C e l l i n i (zu Porzia).

Gib meinen Mantel mir und Hut und Schwert.

P o r z i a.

Wo willst du denn noch hin, geliebter Vater?
Es ist schon spät, die Dämmerung bricht ein. —
O Vater, bleib zu Hause, geh' nicht aus!

C e l l i n i.

Mir kocht das Blut, ich muß noch an die Luft.
Sei unbesorgt und gib, was ich verlangte.

(Porzia entfernt sich.)

C e l l i n i (allein).

Das ist das letztemal, daß du mich neckest,
Daß du mich kränktest, Ritter Bandinell'!
Das Maaß ist voll, es geht Nichts mehr hinein.

(Porzia bringt Mantel, Hut, Schwert, und Cellini kleidet sich an.)

P o r z i a.

Leb' wohl und komm bald wieder, lieber Vater!

C e l l i n i.

So bald wie möglich, lebe wohl indeß!

(Cellini ab.)

Achte Scene.

Porzia allein.

Wenn's seine Absicht wäre, sich zu rächen,
Wenn ihn die Wuth, wenn ihn der Rache Geist
Hinriß zum Ungeheuren und zum Mord!
O Gott, es wär' entsetzlich! — Aber nein,
Nein, nein! sei ruhig, Herz! er wird es nicht.

Neunte Scene.

Marktplatz von Florenz wie im ersten Akte.

Cellini (tritt auf).

Hier ist der Ort, wo ich ihn finden werde,
Sein Weg führt ihn vorbei, mir ist's bekannt.
Den Durst werd' ich hier stillen, der mich brennt,
Den Hunger sättigen, der mich zerfleischt.
Dem Rachedrang, der schon so lange mich
Mit glüh'nder Faust geschüttelt, wie ein Fieber,
Er fall' ihm jetzt als ein ersehntes Opfer! —
Soll ich dem Schmerz erliegen und der Wuth,
Die er in meiner Brust entzündete!
Soll ich dem unbefriedigten Tribut
Der Rache fallen, die sein Leben fordert!
Soll ich's ertragen, daß er lebt, indeß
Das Gift in meinen Eingeweiden kocht!
Bei Gott! ein jeder Wurm freut sich des Lebens,
Ich lieb' das meine — und das seine haff' ich. —
Er oder ich! mir bleibet keine Wahl,
Die Rache klopft in allen meinen Pulsen,
Verwirrung schwirrt gespenstisch durch's Gehirn,
Der Wahnsinn zuckt durch alle meine Sinne,
Sein Tod, sein Blut allein macht mich gesund.
Er wollt' es so, ich trage nicht die Schuld,
Er kannte mich und dennoch ruht' er nicht,
Bis er zum Ungeheuren mich getrieben.
Er hab' es denn, es werde ihm zu Theil,
Was er durch seine Ränke sich errang.
Sein Blut bezahle mir, was er mir raubte!
Sein Todeswinseln schlage an mein Ohr

Mit gräßlich angenehmem Laut! es treffe
Die Rache ihn, die er hervorgelockt
Aus ihrer dunkeln, gift'gen Schlangenhöhle!
Ich spannte nicht den Bogen, Bandinell',
Du selbst hast ihn gespannt, du selbst, du selbst!
Es liegt bereit der Pfeil schon für dein Herz,
Für dein verfluchtes, heuchlerisches Herz,
Das keinen Menschen liebte, als sich selbst,
Für deine Brust, die jedem Laster offen,
Die keiner Tugend Strahl beschienen hat. —
Vorbei ist jetzt die Zeit der Tück' und Ränke,
Verloren sind jetzt alle deine Künste.
Du sollst nicht wieder in den Weg mir treten,
Nicht länger mich in meinem Schaffen hemmen,
Nicht als Gespenst dich an die Fersen heften
Und mich herabziehn in den Pfuhl der Qual;
Du sollst mir ferner nicht des Lebens Glück,
Der Tage goldne Ruhe mir vergiften, —
Beschlossen ist dein Fall, ich stürze dich.

(aufhorchend.)

Ich höre Tritte, horch! er kommt, er kommt,
Um nimmermehr den Rückweg anzutreten.

Zehnte Scene.

Bandinelli kommt, begleitet von einem 7—8jährigen Knaben.

Cellini.

He da! wer naht? bist du es, Bandinell'?

Bandinelli (ihn gewahr werdend).

Der Himmel steh' mir bei, das ist Cellini.

(laut.)

Ei ei, sieh' da, mein lieber Benvenuto!

Cellini.

Bin ich der liebe Benvenuto Dir?
Ich dächt', ich käm' Dir nie willkommen, Ritter.

Bandinelli.

Willkommen ist mir stäts der Freund, Cellini,
Und in noch höherm Maaß der Kunstverwandte.

Cellini.

Ist's so? nun ja, Du bist mir auch willkommen,
Denn großen Dank hab' ich Dir abzutragen
Für die Gesellen, die Du mir bewilligt,
Und für den Marmor, den Du mir geschickt.

Bandinelli.

Cellini! theurer, einziger Cellini!
Es thut mir weh', daß Du mich so verkennst!
Ich that für Dich, was ich nur immer konnte;
Ich gab den Marmor, den ich selber brauchte,
Und gerne schickt' ich Dir auch die Gesellen,
Wenn ich sie missen könnte, Benvenuto!

Cellini.

Beruh'ge Dich, ich kenne ja Dein Herz,
Mach' Dir nur keine Sorgen wegen der
Gesellen, denn ich brauche sie nicht mehr.

Bandinelli.

So leb' denn wohl, Cellini, ich will geh'n,
Mich ruft ein dringendes Geschäft nach Haus.
(will gehen.)

Cellini (ihn haltend).

Nein, bleibe noch! so dringend wird's nicht sein,
Daß Du nicht einige Minuten noch
Dem Freund' und Kunstverwandten opfern könntest.

Bandinelli.

Fürwahr, ich kann nicht länger jetzt verweilen.

Cellini.

So bleibe doch, ich bitte Dich darum.

Bandinelli.

Von Herzen gerne blieb' ich, wenn ich könnte.

Cellini.

Ei was, wenn Du nur willst, so kannst Du's auch.

Bandinelli.

Gewiß, mir ist's unmöglich, Benvenuto.

Cellini.

Und mir ist's eben so unmöglich, Ritter,
Dich schon so bald von dannen zieh'n zu lassen,
Ich habe lang gewartet, mich gefreut
Auf Deine Ankunft, ja, Du mußt noch bleiben.

Bandinelli.

Cellini, Spaß bei Seite, laß mich zieh'n!

Cellini (heftig).

Nun wohl denn, Spaß bei Seite, Bandinell'!
Doch zieh'n laß ich Dich nicht, bei Gott, so nicht.

Bandinelli.

Was hast Du vor? Komm, Knabe, laß uns geh'n.

Cellini.

Nicht von der Stelle! weder Du, noch er,
Wenn Dir Dein Leben lieb ist, Bandinell'!

Bandinelli.

Was soll das? sprich, wie soll ich das versteh'n,
Mich so auf offner Straße anzufallen?

Cellini.

Ich geh' nicht auf Schleichwegen, so wie Du,
Auf offner Straße such' ich meinen Mann.

Bandinelli.

Ich will Dir zeigen, daß Du ihn gefunden,
Sobald es die Gelegenheit erlaubt.

Cellini.

Was? Du, Du wolltest Dich als Mann mir zeigen?
Mich drängt's und brennt's, als solchen Dich zu seh'n,
Denn für ein Weib hab' ich Dich stäts gehalten.

Bandinelli.

Es ziemt dem Manne keineswegs, den Gegner
Unvorbereitet so zu überfallen,
Wie Du mich überfällst an diesem Orte.

Cellini.

Es ziemt dem Manne keineswegs, dem Gegner
Statt ihm die Fehde offen zu erklären,
Der Freundschaft Heuchlerlarve vorzuhalten;
Es ziemt dem Manne nicht, durch niedre Ränke,
Durch Weiberlist und Trug, durch feile Tücke
Und jede Höllenkunst den Nebenmann
Zu überlisten, sei er auch sein Feind.
Es ziemt ihm nicht, durch die gemeinsten Mittel
In seinem Thun und Treiben ihn zu hindern
Und auf verworfne, höchst verruchte Weise
In's laurende Verderben ihn zu locken.

Bandinelli.

Cellini, wenn ich jemals Dich gekränkt,
Vergib es mir, ich bitte Dich darum.

Cellini.

O grenzenlose Heuchelei! o Heuchler,
Desgleichen nie die Erde hat gesehn!
Durch Falschheit glaubst du Mitleid zu erpressen,
Um Dein nichtswürd'ges Leben zu erretten!
Vergebens flehst Du jenes göttliche
Gefühl, das jede Menschenbrust bewegt,
Das selbst dem armen Sünder noch zu Theil wird,
Vergebens flehst Du's an; Dir, Ungeheuer,
Glattzüngiges, verräthrisch Ungeheuer,
Schließt es verstockt die tauben Ohren zu.

Bandinelli.

Bei Gott, Cellini, Du bist fürchterlich,
Willst Du mich morden? — schone mich und Dich!

Der Knabe (weinend).

Zu Hülf! o weh! er will den Meister morden.

Cellini (zieht den Dolch und setzt ihn dem Bandinelli auf die Brust).

Gebeut dem Knaben Ruhe, Bandinell!

Bandinelli (zum Knaben).

Sei ruhig, Kind, er thut dem Meister Nichts.

Cellini.

Nicht morden will ich Dich, nein, fechten, kämpfen
Will ich mit Dir auf Tod und Leben, Ritter.

Bandinelli.

Ich mag nicht mit Dir kämpfen, Benvenuto,
Und vollends hier nicht und zu dieser Stunde.

Cellini.

Vertheidige als Ritter Deine Ehre,
Als Künstler Deine Meisterschaft, die ich

Bis zum geringsten Grade Dir absprече!
Zieh Deinen Degen, Ritter, wenn's beliebt,
Den Gang mit mir zu thun, zieh, Bandinell'!

Bandinelli.

Nur Wahnsinn könnte mich dazu verleiten,
Der Wuth des Rasenden mich bloß zu stellen,
Der nur nach meinem Blut und Leben trachtet.

Cellini.

Ja, Bandinell', ich tracht' nach Deinem Blute;
Dein Leben ist das größte Ziel des meinen,
Ich will nicht ruhen, bis ich Dich erwürgt,
Entseelt zu meinen Füßen liegen sehe;
Dein Leben tritt, ein fürchterlich Gespenst,
Bei Tag und Nacht mir vor die glüh'nden Sinne,
Es tödtet mir des Wachens freie Lust,
Es raubet mir den Schlummer, es vergiftet
Mir selbst das stille Zauberreich des Traumes,
Wohin ich sehe, tritt es mir entgegen,
Ich will's vernichten, dies verfluchte Leben.

Bandinelli.

O Benvenuto, schone meines Lebens,
Erbarm' Dich meiner, großer Benvenuto!
Um Deiner Kunst, der ich auch angehöre,
Um Deines eignen, theuren Lebens willen
Erbarme Dich und wolle mich nicht tödten!

Cellini.

Du flehest bei der Kunst? Nichtswürdiger!
Ha ha! was ist die Kunst denn Dir? — Der Farre,
Der keuchend an dem Pfluge für Dich zieht.

B a n d i n e l l i.

So hilft kein Fleh'n, so willst Du's mit mir machen,
Wie Du's mit Pompeo von Mailand und
So vielen Andern machtest, die Dein Stahl
Als blut'ge Opfer Deiner Rache würgte?
Wohlan, so zieh! ich will denn mit Dir kämpfen.

(Sie ziehen die Schwerter und während Cellini sich zum Gefechte rüstet, entflieht Bandinelli.)

C e l l i n i.

Ha, Du nichtswürdiger, verruchter Bube!
(er zieht seinen Dolch und stürzt ihm nach.)

D e r K n a b e (ängstlich rufend).

Zu Hülfe! weh! zu Hülfe! eilt zu Hülfe!
Cellini will den Bandinelli morden.

Eilfte Scene.

Askanio stürzt auf die Bühne.

A s k a n i o.

Still, Knabe, still!

K n a b e.

Zu Hülfe!

A s k a n i o.

Ruhig! sag' ich,
Wenn Dir Dein Leben lieb ist, schweige still!
Wo ist Cellini? wo ist Bandinell?

K n a b e.

Dorthin verfolgt' er ihn mit seinem Dolche.

Askanio.

Barmherz'ger Himmel! leite meine Schritte,
Daß ich zur rechten Stunde noch erscheine!
(stürzt ab.)

Knabe.

Zu Hülfe! Mord! zu Hülf'! zu Hülfe! Mord!
(Die herzogliche Wache naht.)

Anführer der Wache.

Was rufst Du, Knabe, sprich, was ist geschehen?

Knabe.

Cellini stritt hier mit dem Bandinelli
Und mit dem Dolch verfolgt' er ihn dorthin.
(der Knabe geht voran, die Uebrigen folgen.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Der Herzog, Riccio, Sforza, Lattantio, Bandinelli, Kardinal.

Der Herzog.

Ich will Nichts weiter von der Sache hören,
Ich weiß, ihr alle seid Cellini's Feinde.

Riccio.

Wenn ich sein Gegner bin, Eu'r Excellenz,
So bin ich es mit Recht, und nie verhehl' ich's,
Denn das Betragen jenes Menschen ist
Nicht zu ertragen; wirklich, gnäd'ger Herr,
Er ist ein höchst gefährlicher Gesell,
Er bringt die ganze Stadt Euch noch in Aufruhr,
Und stellt sie auf den Kopf, wenn das so fortgeht.

Sforza.

Ich bin sein Gegner nicht, Eu'r Excellenz,
Im Gegentheil bewundr' ich seine Werke
Und lieb' in ihm den kühnen, großen Meister,
Dennoch ist's wahr, was Riccio ausgesagt.
Er ist von ganz unbändigem Gemüth,
Der leidenschaftlichste von allen Menschen;

Es gibt nur Eines auf der Welt für ihn:
Die Kunst, die ist sein Gott und ist sein Alles,
Und wie das Auge eines Liebenden
Nur an dem Bilde der Geliebten hängt,
So daß es auf der ganzen Welt nichts Andres,
Als grade dieses eine Bild nur sieht;
So gibt es auch für Benvenuto Nichts,
Nichts auf der weiten Erde als die Kunst,
Das Andre scheint ihm keines Blickes würdig
Und mit Verachtung sieht er d'rüber weg.
Das wär' nun Alles noch so ziemlich gut
Und man verzieh' es gerne ihm als Künstler,
Wenn er, in seiner Zauberwelt nur lebend,
Das, was die wirkliche erheischt, versäumte,
Wie's ja so viele Dichter gibt und Künstler,
Die in dem Strome ihrer inneren
Begeisterung, der sie von hinnen reißt,
Selbst das Nothwendigste der Welt nicht achten.
Doch hierbei läßt er selten es bewenden,
Er geht gewöhnlich weiter und wird strafbar
Dadurch, daß er das Andere bekämpft,
Daß er in seiner Launen Uebermuth
Jedweden anders Denkenden verhöhnt;
Er wird gefährlich, weil er jeden, der,
Oft nur zufällig, in den Weg ihm tritt,
Sich seiner selbst nicht mächtig, wüthend anfällt
Und ihm sogar nach seinem Leben trachtet.
Belieben Euer Excellenz demnach
Nur zu bedenken, was daraus entsteh'n kann.
Er ist ein großer Künstler, das ist wahr,

Und ungern möchten Alle ihn verlieren,
Jedoch, was bleibt bei solchem Stand der Dinge
Wohl Andres übrig, als ihn fortzuschicken?
Gedenken Euer Excellenz etwa
Ihm alle seine Wünsche zu bewill'gen?
Das wäre sehr vergeblich, denn je mehr
Ihr ihm bewilligt, desto mehr verlangt er;
Wie reich ein König oder Fürst auch sein mag,
Er hat zu wenig Silber, Gold und Marmor
Für all' die Bilder und Statüen, die
Der einzige Cellini fert'gen möchte.

Herzog (lachend).

Ja, ja, Du hast gewissermaßen Recht.

Sforza.

Erlauben mir Eu'r Gnaden fortzufahren! —
Fest steht demnach, daß Nichts im Stande ist,
Zufrieden jemals diesen Mann zu stellen,
Und steht dies fest, so ist's auch ausgemacht,
Daß er sein Thun und Treiben niemals ändert;
Er wird fortfahren, wie er's immer that,
In jedem Mann, der anders denkt, wie er
Und sein Gesuch nicht immer fördern mag,
Den list'gen Feind und Neider zu erblicken,
Der, wie er glaubt, aus Bosheit oder Neid
In seinen großen Werken ihn behindre;
Er wird fortfahren, sag' ich, solche Leute —
Und deren Zahl ist grade nicht gering —
Mit seinem ganzen Haß, mit Schwert und Dolch,
Mit seiner glüh'nden Rache zu verfolgen.

Was aber hält nun den Gefährlichen,
Der wahrlich Jedem von uns droht, in Schranken?
Was stellt uns sicher vor dem Rasenden?
Glaubt Ihr etwa, ihn zügle das Gesetz?
Für ihn ist's gar nicht da, er achtet keines;
Sein Wunsch, sein Wille nur ist ihm Gesetz,
Und keine Schranke kennt der schrankenlose,
Der nimmer ruhende, unbänd'ge Geist,
Der nie sich einen Augenblick besinnt,
An seines Wollens unbegränztes Ziel
Voll Trotz sein eignes Leben selbst zu wagen. —
So muß man leider denn gesteh'n, daß dieser
Achtbare Künstler ein gefährlich Glied
Der menschlichen Gesellschaft ist.

Herzog.

Beim Himmel!
Ihr alle übertreibt, so ist er nicht,
So schlimm gewiß nicht, wie Ihr ihn beschreibt.

Bandinelli.

Ich selber liefre den Beweis, o Herr,
Daß Sforza Wahrheit sprach; ich stände nicht
Auf dieser Stelle mehr, hätt' ich durch Flucht
Nicht glücklich seiner Wuth mich noch entzogen. —
Doch schweig' ich lieber, denn es könnte scheinen,
Wenn ich nicht redete zu seinen Gunsten,
Ich thäte dies aus Feindschaft oder Neid,
Und überdies ziemt's mir auch keineswegs,
Als Kläger abzusprechen über ihn.

Herzog (zornig).

Da hast Du Recht, das ziemt Dir nicht, drum schweig!
(nach einer Pause.)
Sag' Du nun auch, Lattantio, Deine Meinung!

Lattantio.

Ich fühle mich befangen, Excellenz,
Die Wahrheit zu gestehen, weil ich glaube,
Daß sie Eu'r Gnaden keine Freude bringt.

Herzog.

Sprich Deine Meinung frei und offen aus!

Lattantio.

Herr Sforza hat des Breiteren gezeigt,
Wie dieser Mann gelegentlich uns allen
Durch seine Wuth gefährlich werden könne;
Das aber scheint mir keineswegs bedenklich,
Indem sich wohl noch Mittel finden ließen,
Ihm seinen trotz'gen Kopf zurecht zu setzen;
Ich wenigstens gesteh', daß ich mich niemals
Vor ihm gefürchtet hab', noch fürchten werde.
Doch, soll ich meine Meinung frei bekennen,
Ich finde etwas Andres tadelnswerth
An ihm, ich zweifl' an seiner Nützlichkeit.
Er ist ein Goldschmied von Profession
Und hat als solcher Treffliches geleistet,
Das wird kein Mensch ihm je absprechen wollen;
Mit Unrecht aber ging er davon ab,
Und hat aus übel angebrachtem Dünkel
Nunmehr sich der Bildhauerkunst gewidmet.
Das ist es, was ich tadl', indem ich glaube,
Daß er in dieser Kunst nie etwas Großes

Erreichen wird und nur in sie hineinpfuscht,
Wie groß er auch als Goldschmied immer da steht;
Und demnach halt' ich unsern Benvenuto
Für einen überflüssigen, unnützen,
Durch seinen Dünkel irrgeführten Künstler.

Herzog.

Hast Du nichts Andres gegen ihn zu sagen,
So überlaß auch die Entscheidung uns.
Ich weiß, was ich als Künstler an ihm habe;
Obgleich er als Bildhauer sein Talent
Noch nicht erwiesen hat durch größ're Werke,
So zweifl' ich dennoch nicht im Mindesten,
Daß er in Kurzem auch in dieser Kunst
Als großen Meister sich bewähren wird;
Sein Fleiß, sein allumfassendes Talent,
Sein reger Eifer bürgen mir dafür,
Niemals versprach er, was er nicht geleistet,
Und leistete stäts mehr, als er versprach.
Er ist ein großer Künstler und ich seh'
Es mit Verdruß, daß Keiner von Euch allen
Mit Liebe sich des seltnen Mannes annimmt.

Kardinal.

Erlaube mir nun auch, geliebter Bruder,
Nachdem die Herrn ihr Urtheil ausgesprochen,
Daß ich das mein' in dieser Sache fälle.
Mit Vorbedacht hab' ich bis jetzt geschwiegen
Und Alles angehört, was gegen ihn
Nur immer vorzubringen man beliebte.
Man hat's gewagt, das Bild des seltnen Mannes

Verzerrt Dir vorzustellen, seine Fehler
Unmäßig zu vergrößern, seine Tugenden
Dagegen zu verschmäh'n, und sein Talent
In ein verdächt'ges, falsches Licht zu stellen.
Ich glaube nicht, daß ihre Absicht war,
Durch falsches Urtheil Dich zu überlisten,
Wenn diese Herrn so und nicht anders sprachen;
Vielmehr scheint's mir, als ob sie selbst im Wahne
Hinsichtlich jenes großen Künstlers sind,
Was leicht begreiflich wird, wenn man bedenkt,
Daß er ein so gigant'scher, seltner Geist ist,
Daß der gewohnte Maßstab unsres Urtheils
Für ihn als ganz unanwendbar erscheint.
Mir fällt's nicht ein, ihn fehlerfrei zu sprechen,
Im Gegentheil verdamm' ich seine Hitze,
Sein stürmisches Gemüth und seinen Argwohn,
Die oft zu schlimmen Händeln ihn verleiten;
Doch, daß er deshalb so gefährlich sei,
Wie man behauptet, will mich nicht bedünken,
Die Stadt Florenz kann ruhig vor ihm sein,
Er wird sie nimmer über'n Haufen werfen.
Ich läug'n es nicht, er ist ein heft'ger Mensch,
Der Unheil stiften kann in seiner Wuth;
Doch diese angeborne Heftigkeit
Wird durch die Stellung, die er hat, vergrößert,
Sie wenigstens trägt größtentheils die Schuld.
Er ist umringt von Uebelwollenden,
Die mit kleinlichem Geist den braven Künstler
In seinem Schaffen hemmen, die aus Neid,
Aus Bosheit Alles in den Weg ihm legen,

Und oft wird das Nothwendigste sogar
Zum Fördern seiner Werke ihm versagt.
Das ist es, was ihn reizt und reizen muß,
Ihn, der nur lebt und webt für seine Kunst.

(zum Herzog.)

Zieh' ihn heraus aus dieser traur'gen Lage,
Gib ihm, was er bedarf zu seiner Arbeit,
Gib diesen wundersamen, seltnen Geist,
Der nur sich selbst erfasset und bezwingt,
Für den nie ein Gesetz geschrieben ward,
Indem er es sich selbst nur geben kann,
Gib ihn großmüthig frei, gib ihn sich selbst
Und laß ihn frei zu deinem Ruhme wirken!
Miß ihn nicht nach dem Wesen andrer Menschen,
Denn er ist nicht von den Gewöhnlichen,
Die in die Zeiten sich zu fügen wissen;
Ihn dazu zwingen wollen, hieße nur
Den großen Genius in ihm ertödten;
Er bricht sich überall die eigne Bahn
Und unwillkürlich weicht er immer ab
Vom breitgetretnen Weg der alten Ordnung.
Der höchsten Tugend, wie der größten Fehler
Ist solch' ein Mensch, ich sag' es offen, fähig;
Du kannst nach Deinem Willen ihn gestalten,
Sein ganzes Schicksal ruht in Deiner Hand.
Schenk' ihm in ganzer Fülle Dein Vertrauen,
Laß zwischen Dich und ihn sich Keinen drängen,
Stäts wolle nur Du selbst mit ihm verhandeln;
Dann wirst Du seh'n, wie würdig er sich zeigt,
Dann wird sein reicher Geist sich frei entfalten,

Am Strahl der Gunst sein rauhes Wesen schmelzen,
Im reinen Lichte seine Tugend glänzen,
Und einer ganzen Welt und Nachwelt Dank
Wird als dem großen Fürsten Dir zu Theil,
Der diesen großen Genius erkannt,
Mit beispielloser Großmuth aus dem Joch
Des kümmerlichen Lebens ihn emporhob
Und auf den Gipfel freien Wirkens stellte.

H e r z o g.

Nun, das gesteh' ich, unser Benvenuto
Muß wirklich doch ein ganz besondrer Mann sein,
Jedweder urtheilt anders über ihn;
Wenn jene allen Werth ihm rauben möchten,
So zeigt sich mir der eigne Bruder hier
Als der begeisterte Beschützer, der
Hoch in den Himmel ihn erheben möchte. —
Jedoch, genug hab' ich von ihm gehört,
Wir wollen Alles reiflich überlegen
Und demnach zuseh'n, was sich für ihn thun läßt.
Er wird ja bald nun selber hier erscheinen,
Ihr meldet seine Ankunft, wenn er kommt.
(Der Herzog und der Kardinal gehen in ein Seitenkabinet.)

Zweite Scene.

Riccio, Sforza, Lattantio, Bandinelli.

R i c c i o.

Ich glaube, unser Reden hat gewirkt
Und zwar viel stärker als des Kardinals
So schön geschmückte, salbungsvolle Rede.

Sforza.

Ich glaub' es auch, der Herzog wurde zwar
Ob unsrer Worte immer mehr verdrüßlich
Und schien sich des Cellini anzunehmen,
Allein es ließ sich doch auch nicht verkennen,
Daß er die Wahrheit unsrer Gründe fühlte
Und seine Unzufriedenheit mit jenem,
Die wir bereits so lange ausgesät,
Stets tief're Wurzeln schlug in seiner Brust;
Dagegen schien der Vortrag seines Bruders
Nur wenig Eingang bei dem Herrn zu finden.

Lattantio.

Ja, ja, ihr Herrn, das Ziel ist jetzt uns nah,
Nun endlich werden wir ihn doch wohl los
Den riesenmäßigen, verdammten Goldschmied,
Der wirklich unsern ganzen Hof verwirrte
Und wie ein böser Unhold hier gehaust.
Das fehlte noch, daß man den Menschen stellte,
So wie die Eminenz es vorgeschlagen,
Herr Gott! ich lief' noch heut am Tag' davon,
Doch Gott sei Dank! es wird sich anders wenden.
(zu Bandinelli.)
Ich gratulire, Ritter Bandinell',
Du triumphirest über ihn und bist
Nun bald der größte Meister in Florenz.

Bandinelli.

Herr, Ihr verkennt mich, wenn Ihr von mir glaubt,
Daß ich, obwohl ein Feind des Benvenuto,
An seinem Untergang mich weiden könnte;

Ich schätze ihn ob seiner großen Gaben
Und einzig seine Fehler haff' ich nur,
Die leider größer sind als sein Verdienst.

Lattantio (lachend).

Sein größter Fehler aber ist doch der,
Daß er mehr Glück als Künstler macht wie Du?
Du sprichst verzweifelt ehrlich Bandinell',
Ha ha, Du fürchtest wohl noch seinen Dolch?
Ja, ja, nimm Dich in Acht, er ist noch hier.

Dritte Scene.

Benvenuto Cellini tritt herein, begleitet von einem Knaben, der das Modell eines Neptuns trägt.

Cellini (zum Knaben.)

Stell' dieses nur hierher und warte draußen!

Riccio.

Ei ei, da ist ja unser Benvenuto!
Ich werde Dich sogleich beim Herzog melden.

(Riccio geht in das Kabinet des Herzogs; während er weg ist, herrscht eine tiefe Stille, Cellini geht im Saale auf und ab.)

Vierte Scene.

Der Herzog, der Kardinal und Riccio zu den Vorigen; bei der Ankunft des Herzogs treten Alle seitwärts, der Herzog und der Kardinal setzen sich jeder auf einen Stuhl, die Uebrigen stehen im Halbkreis herum.

Herzog.

Mein Benvenuto, trift'ge Gründe hab' ich,
Mit Deinem Thun und Treiben unzufrieden
Zu sein, Du störst die Ruhe unsrer Stadt,
Du achtest unserer Gesetze nicht,

Du trachtest selber unsern treuen Dienern
Auf unerhörte Weise nach dem Leben.
Sprich, womit weißt Du dieses sträfliche
Betragen zu entschuldigen? Was that
Der Ritter Bandinell' Dir, daß Du ihn
Auf offner Straße mörd'risch angefallen?

Cellini.

Herr, wenn ich Sträfliches begangen habe,
So trieb mich dieser Mensch dazu, der Alles,
Was er nur konnte, in den Weg mir legte,
Der Tag für Tag mit neuen Plackereien
Mich foppt' und neckt' in meinem eignen Hause,
Bis er mich endlich aufgereizt zur Wuth.

Kardinal.

Daß dem so ist, das kann ich selbst bezeugen,
Ich selber war dabei, als Bandinell'
Die nöthigen Gesellen ihm versagen
Und den versprochnen Marmor ihm verweigern ließ.

Bandinelli.

Ich läugne nicht, daß ich dies that, doch nie
Geschah es in der Absicht, ihn zu kränken,
Ich brauchte selbst nothwendig die Gesellen
Und ebenso das kleine Stückchen Marmor,
Das wohl in Wahrheit kaum der Rede werth ist.

Herzog.

Dem sei nun, wie ihm wolle, und gesetzt,
Er habe es gethan aus böser Absicht,
Dir stand doch nie das Recht zu, Benvenuto,
Ihn deshalb mit dem Dolche anzufallen.

Cellini.

Ich hab' ihn mit dem Dolch' nicht angefallen,
Zum Zweikampf hab' ich ihn herausgefordert.

Bandinelli.

Und als ich dies ausschlug aus guten Gründen,
Da hast Du mit dem Dolche mich verfolgt,
Vor dem ich mich durch Fliehen nur gerettet.

Cellini.

Du nöthigst selber mich, daß ich den Hergang
Nun nach der Wahrheit treu berichten muß:
Ich fordert' ihn zum Kampfe, Excellenz,
Auf Tod und Leben; anfangs nahm er es
Nicht an, doch später that er's, und indem
Ich nun zu dem Gefechte mich bereite,
Sieht er den Vortheil ab und läuft davon.
Das macht mich rasend, und im ersten Feuer
Stürz' ich ihm mit gezücktem Dolche nach,
Doch legte sich allmälig schon die Wuth,
Als ich ihn also vor mir fliehen sah.
Indeß verfolge ich ihn dennoch weiter,
Und als ich endlich ihn nun eingeholt,
Bleich wie ein Mehlsack stand der Ritter da
Mit todtem Blick, mit schlotternden Gebeinen; —
Da sank der Dolch mir vollends aus der Hand,
In diesem Zustand' konnt ich ihm Nichts thun,
Laut lachend ging ich weg und ließ ihn stehn. —
So und nicht *anders* hat sich's zugetragen.

(Die Anwesenden außer dem Herzog und dem Kardinal lachen.)

Herzog.

Nur diesmal noch verzeih' ich Dir, Cellini,

Was niemals der Regent vergeben sollte,
Doch sag' ich's Dir zur großen, ernsten Warnung,
Daß Dich beim zweiten Anfall solcher Wuth,
Und lief' er wieder noch so glücklich ab,
Die ganze Strenge der Gesetze trifft.
Die Sache ist nun hiermit abgethan,
Und gegenwärtig wollen wir entscheiden,
Wer den Neptun zu fertigen bekomme;
Zeigt die Modelle uns, die wir bestellten!

(Zwei Diener bringen das Tischchen, auf dem die Modelle stehen, uud stellen es vor den Herzog nieder.)

Bandinelli (auf sein Modell zeigend).

Hier ist das meine, Herr!

Cellini.

Und hier das meine.

Herzog (steht auf und betrachtet sie).

Ei! sie sind beide ganz vorzüglich schön,
Da wird es schwer uns fallen, zu entscheiden.
Was meinst Du, Bruder?

Kardinal.

Meiner Meinung nach
Verdient den Preis unstreitig Benvenuto;
Die Körperhaltung dieses Bildes ist
Weit kräftiger, natürlicher und schöner,
Das Ganze tritt bedeutender hervor,
Es ist vollendeter in seinen Theilen,
Von Geist und Lebensfülle mehr durchdrungen,
Mit einem Wort, es ist wahrhaft ein Gott,
Von Götterkraft und Anmuth übergossen,

Wogegen die Figur des Bandinell'
Sich durch den Dreizack nur als solchen offenbart.

Herzog.

Was sagt ihr Andere dazu?

Riccio.

Ich halte,
Das Bild des Bandinelli für das beſſ're,
Und grade was Sein' Eminenz zum Vortheil
Des andern Werks beliebten zu bemerken,
Das will sich mir in diesem nur verkünden.

Sforza.

So scheint's mir auch, es läßt sich nicht verkennen,
Daß das Modell des Ritters Bandinelli
Weit mehr durch seine Menschlichkeit uns anspricht,
Es ist einfacher, ebenmäßiger,
Nicht gar zu kahl, doch auch nicht überladen,
Wie's leider bei dem andern da der Fall ist,
Das anfangs zwar durch seinen Prunk besticht,
Doch nur zu bald bei längerem Betrachten
Als zu geziert und überfüllt erscheint.

Lattantio.

Herr! ich versteh' von solchen Dingen wenig,
Doch, wenn ich meine Meinung sagen soll,
So scheint mir auch das Bild des Bandinell'
Den Vorzug vor dem andern zu verdienen.

Herzog (zu Cellini und Bandinelli).

Euch beide kann ich leider nicht befragen,
Denn jeder gibt dem seinen wohl den Preis.

Cellini.

Herr, wenn ich meines für das beſſre halte

Und ihm den Vorzug gebe, so gehört
Dazu nur immer wenig Eigenliebe;
Denn warlich, Gott sei Dank, soviel Bewußtsein
Des eignen Werthes fühl' ich noch in mir,
Daß ich mein Werk nicht unter jenes stelle,
Und wenn ich von mir glaube, daß ich höher
Als jener steh', so will dies nicht viel sagen.

Herzog.

Cellini, dieser Stolz paßt nicht hierher,
Denn Bandinell' ist doch fürwahr kein Stümper.

Bandinelli.

Es wäre mir ein Leichtes nur, Cellini,
Die Schwäche Deines Urtheils zu beweisen
Und Deines Werkes Fehler darzuthun,
Doch da, nach meiner Meinung, Dein Geschmack
Hinlänglich schon bekannt ist, schweig' ich lieber.

Cellini.

Wie Dein Geschmack beschaffen ist, will ich
Dir wohl gestehn: so wie Du ganz und gar
Aus bösen Eigenschaften nur bestehst,
So ist auch Dein Geschmack also verderbt,
Daß Dir vor Deinen widerlichen Augen
Sich selber das Vollkommenste verzerrt
Und in das schlimmste Uebel sich verwandelt,
Und Du erblickst in jeder fremden Arbeit
Das Böse nur, aus dem Du selbst bestehst.

Bandinelli.

Mit größerm Recht trifft dieser Vorwurf Dich,
Denn Deiner Meinung nach bist Du doch nur
Der größte und der einzig wahre Künstler.

Cellini.

Herr Gott! wann hab' ich jemals denn verkannt
Den größten Meister Michel Angelo,
Den wundersamen Jacob Sansovino,
Den großen Donatell und all' die Andern,
Die unsre reiche Zeit hervorgebracht?

Bandinelli.

Nun ja, bekannt ist jene saubre Schule,
Zu der Du Dich bekennest, jener Pöbel,
Der, als ich meinen Herkules und Cakus
Enthüllt', in schlechten, niederträchtigen
Sonetten sie zu schmähen sich bemühte.

Cellini.

O Du, wer bist Du, daß Du diese Schule,
Die Mutter so viel wundersamer Meister,
In Deinem Neid zu schmäh'n, Dich nicht entblödest!
Du, der Du selber Dich nicht schämst, die Werke
Der Alten zu verachten, jene großen
Und ewig wahren Muster aller Kunst.
Als Euer Michel Angelo, gnäd'ger Herr,
Die Sacristey eröffnete, in der
So viele schöne Bilder sich befinden,
Da machte diese tugendreiche Schule,
Die Pöbel er zu nennen sich erfrecht,
Wohl über hundert trefflicher Sonette,
Und Jeder eiferte, durch Schrift und Rede
Sie zu verherrlichen. Und so wie jener
Des Guten würdig war, das ihm zu Theil ward,
So nur verdienet dieser alles Uebel,
Was über ihn ergangen ist.

Bandinelli (mit verbissener Wuth).

Cellini,

Weißt Du noch mehr, so sag' es doch heraus!

Cellini.

Wenn Du Geduld mir zuzuhören hast,
So will ich es wohl sagen.

Bandinelli.

Rede nur!

Auch Dir hört man zuweilen gerne zu.

Herzog.

Wenn über Gegenstände eurer Kunst
Ihr reden wollt, ich habe Nichts dawider,
Nur mäßigt Euch und übertreibt es nicht.

Cellini.

Mir ist's zuwider, Deiner Werke Fehler
Hier aufzudecken, deshalb will ich auch
Nichts aus mir selber sagen, sondern nur,
Was diese Schule von Dir sagt, erzählen.
Sie sagt nun: wenn man Deinem Herkules
Das Haar abschör', so blieb kein Hinterkopf,
Um sein Gehirn zu fassen; sein Gesicht sei einem
Löw'-Ochsen ähnlicher als einem Menschen.
Sie sagt, er sehe nicht auf das, was er betreibe,
Man fühle Lust, den Kopf vom Hals zu trennen,
Weil sie so übel zu einander stimmen.
Die Schultern, sagt man, glichen zweien Bogen
Von einem Eselssattel, seine Brust
Sei nicht nach einer menschlichen gebildet,
Vielmehr nach einem weiten Sacke voll

Melonen, den man grade vor die Wand stellt;
So scheine auch der Rücken modellirt
Nach einem Sack voll langer Kürbisse.
Wie an dem plumpen Leib die Füße hängen,
Das fasse Niemand und auf welchem Schenkel
Der Körper ruhe, sei nicht zu begreifen;
Unmöglich sei's es auch ferner zu bemerken,
Daß er etwa auf beiden Füßen stehe,
Wie gute Meister oft es so gebildet,
Nein, leider, seh' man allzu klar, daß die
Figur mehr als das Drittheil einer Elle
Nach vorwärts fall' und dieser einz'ge Fehler
Sei schon der größt' und unerträglichste,
Den nur ein Dutzendmeister aus dem Pöbel
Begehen könne. Von den Armen sagt man,
Sie seien beide ohne alle Zierde
Herabgestreckt am Elephantenleibe.
Am rechten Fuß des Herkules und Kakus
Vermischten sich so inniglich die Waden,
Daß, wenn die Füße von einander träten,
Nicht einer, sondern beide ihre Waden
Verlieren würden. Ferner sagen sie:
Der Herkules sei wahrlich übel dran
In Hinsicht seines Stand's, der eine Fuß
Sei festgewurzelt in der Erd', indeß
Der andre krampfhaft sich zu heben scheine,
Als ob sich Feuer unter ihm befinde.
So sei es überhaupt nicht zu begreifen,
Wie dieser Herkules bestehen könne,
Wenn man nicht seine Kraft in Anspruch nähme

Und es bedächt', daß er ein Halbgott sei,
Der Uebermenschliches zu thun vermöge. —
Willst Du noch weiter hören, Bandinell,
Was diese Kennerschule von Dir sagt?

Bandinelli.

Viel besser ständ' es dieser Schule an,
Wenn sie, anstatt aus Neid auf mich zu schmäh'n,
Sich mich zum bessern Muster nehmen wollte.

Cellini.

Ha! Dich beneiden! Dich zum Muster nehmen!
O könntest Du Dich selbst erkennen, Wurm,
In Deinem Staub', Du trätest Dich mit Füßen.

Herzog.

Das geht zu weit, Cellini, Du bedenkst nicht,
Daß Bandinelli unser Diener ist
Und ein achtbarer Künstler unsres Hofes;
So sehr verkennen wir nicht das Talent,
Daß wir in unsern Sold den Stümper nehmen.
So etwas wohl versteh'n wir uns darauf,
Und daß Du ja Dich überzeugen mögest,
Wie wenig wir durch Worte zu bestechen,
Beschließen wir, daß unserm Bandinell
Der Preis gebühr' und er das Werk verfert'ge.

Cellini.

Herr, ich bescheide mich damit sehr gern,
Nur eins erlaubt mir, nämlich daß ich gehe,
Gestattet, daß ich scheid' aus Euren Diensten!

Herzog (zornig).

Du bleibest hier, ich lasse Dich nicht zieh'n.

Cellini.

O laßt mich zieh'n, daß ich in andern Ländern
Den Ruhm von Euer Excellenz vermehre!
Gewiß war diese Stadt auf alle Weise
Die Schule der Talente, aber hat
Einmal ein Künstler etwas Rechts gelernt,
So thut er wohl, die Stadt Florenz zu meiden
Und anderwärts für ihren Ruhm zu wirken.
Fürwahr, bekannt ist's Euer Excellenz,
Was früher Donatell und Leonhard
Da Vinci waren und was jetzt
Der treffliche Buonarotti ist,
Auswärts vermehrten sie durch ihr Talent
Den Ruhm der Vaterstadt und ihres Fürsten,
Drum laßt auch mich jetzt wandern! diesen aber
Behaltet ja daheim und schickt ihn nicht
Als Boten Eures Ruhms in andre Länder!

Herzog.

Cellini, Du erfrechst Dich immer mehr
In unsrer Gegenwart, und gar so weit
Geht Deine sträfliche Vermessenheit,
Daß Du es wagst uns selber zu verhöhnen.
Beim höchsten Gott! ich dulde dies nicht länger,
Und wenn Du Deinen tollen Trotz nicht ablegst,
So hab' ich Band' und Kerker, ihn zu brechen.

Kardinal (zu Cellini).

Ich bitte Dich darum, schweig still, Cellini!

Riccio (zum Herzog).

Jetzt haben's Euer Excellenz gesehn,

Was für ein Mensch er ist, es hilft bei ihm
So wenig Güt' als Strenge.

Sforza.

Wahrlich Herr,
Wir hätten unser Urtheil sparen können,
Er selber macht es völlig ja entbehrlich,
Und zeigt, wie richtig wir ihn zwar beurtheilt,
Nur daß wir zu gelinde noch gesprochen.

Lattantio.

Ja, Herr, er ist ein zügelloser Mensch,
Der frechste Goldschmied, den ich je gesehn.

Cellini (zu Lattantio).

Und Du, Du bist der übermüthigste
Gesell, der je an einem Hof' gelebt.

Kardinal (zu Cellini).

Cellini, schweig' um Deiner selber willen!
(zum Herzog.)
Verzeiht ihm seine Hitze, lieber Bruder,
Gebt es nicht zu, daß man ihn ferner reize,
Er ist ein edler Mensch, nur allzu heftig.

Cellini.

Da steh' ich nun wie ein geächteter,
Erbarmenswürd'ger, armer Sünder hier,
Der Eine flucht mir und der Andre schenkt
Mir Mitleid.
(zum Herzog.)
Laßt mich ziehn, um Gotteswillen!
Ich steh' nicht hier an meinem Platze, Herr!

Herzog.

Bei Gott! ich lasse Dich nicht ziehn; was hast
Du denn für Grund aus meinem Dienst zu scheiden?
Du gingst den Wettstreit ein und wenn Du ihn verlorst,
So ziemt's Dir nicht, Dich drüber zu beklagen.

Cellini.

Herr, ich beklage mich auch nicht darüber,
Ich bin zufrieden mit dem Urtheil, das
Die treffliche Akademie von Schranzen,
Die Ihr als Richter über mich gestellt,
In Hinsicht meines Werkes ausgesprochen;
Nur laßt mich ziehn, denn klar ist's mir geworden,
Daß ich ein Stümper bin an Eurem Hofe.

Sforza.

O unerhörte Frechheit! schändliches
Benehmen!

Riccio.

Völlig rasend ist der Mensch.

Lattantio.

Herr, in ein Tollhaus solltet Ihr ihn schicken.

Herzog (im höchsten Zorn).

Verwegner Mensch! hinweg aus meinen Augen!
(er geht in's Kabinet, die Uebrigen außer Cellini folgen ihm.)

Fünfte Scene.

Cellini (allein, er geht eine Zeitlang schweigend auf und ab).

Da steh' ich abermals, gefallen auf
Des Hofes glattem, kaltem Marmorboden!

O Kunst! du ewig wahre, göttliche,
Der ich mein ganzes Leben hab' geweiht,
Von deren Pfad um eines Menschen willen,
Und sei's ein Fürst, ich niemals abgewichen,
O richte du mich wieder auf! Geschworen
Hab' ich, Dir treu zu sein und abgeschworen
Hab' ich dem Baal und jeder Afterkunst;
Ich hab' um deinetwillen viel erduldet,
Mein ganzes Glück hab' ich dir aufgeopfert,
Befrei' mich nun aus dieser Fürsten Banden,
Die nur despotische Tyrannen sind
Der Künstler wie der Kunst! errette mich!

Sechste Scene.

Der Vorige. Riccio.

R i c c i o.

Im Namen Seiner Excellenz, Cellini,
Hab' ich Dir zu verkünden, daß er Dich
Verbannt aus dem Gebiete von Florenz.
Wenn binnen vier und zwanzig Stunden Du
Dich noch betreten läßt in seinen Staaten,
So bist Du sein Gefangner. — Lebe wohl!

(er geht ab.)

C e l l i n i (wüthend).

Verbannt! (mit dem Fuße stampfend) verbannt! hast Du's gehört, Cellini?
So stößt die eigne Vaterstadt Dich aus!
So weiht der eigne Fürst Dich dem Verderben!

Siebente Scene.

Der Vorige. Kardinal.

K a r d i n a l.

Mein Benvenuto, ich bedaure Dich!
Ich konnte Dich nicht retten. Nichts vermag
Des Fürsten einmal ausgesprochnes Wort
Zu ändern. Fasse Dich, Cellini, geh
Nach Hause und besorge Deine Sachen,
Für Deine Zukunft aber laß *mich* sorgen!

C e l l i n i (gerührt).

O, Euer Eminenz sind gut wie Keiner,
Nehmt meinen wärmsten Dank!

(Der Kardinal umarmt ihn und geht in's Kabinet zurück, Cellini geht, nachdem der Kardinal sich entfernt hat nach der Thüre und ruft hinaus.)

Heda, mein Knabe!

(zum erscheinenden Knaben.)

Nimm wieder dieses Bild und trag's nach Hause!

(Der Knabe nimmt das Modell des Neptuns und beide gehen ab).

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

In Cellini's Hause.

Porzia (allein, sie singt zur Harfe).

Ein Vöglein flog im Sonnenschein,
Es hatte so hell gesungen,
Es tönte sein Sang so munter drein,
Als hätte es tausend Zungen,
Jetzt konnt's nicht singen und springen mehr,
Sein Mund war stumm, sein Herzchen leer.

Verblichen war der Sonnenschein,
Der Sturmwind schüttelt die Schwingen,
Das Vöglein sieht so traurig drein,
Als hätt' es nichts mehr zu singen.
Sein Mund war stumm, sein Herzchen leer,
Es konnt' nicht singen und springen mehr.

(nach einer Pause.)

Der Vater kommt noch immer nicht zurück,
Wenn ich nur wüßte, wie es abgelaufen!
Ich habe keine Ruh', mir ist so schwer,
So bang' um's Herz; wenn er doch endlich käme!
Ich war so ruhig gestern, so gewiß
Des Sieges, den der Vater werd' erringen,

Doch jetzt, wo die Entscheidung näher tritt,
Will es die Brust mir schier zusammenpressen.
Ach, Vieles hat seit gestern sich gewandt!
Seitdem die Furcht vor jener grausen That,
Die man bereits ihm aufgebürdet hatte,
Mit ihrem gift'gen Hauche mich berührt,
Seit jenem Augenblicke ist die Angst,
Die Qual, die Sorge über mich gekommen,
Ein einz'ger Tag hat mich, die sonst so froh,
Zum freudelosen Wesen umgestaltet. —
Ich sah des Mordes fürchterlich Gespenst
In grauser Näh' an mir vorüber schreiten,
Ich sah' ihm in das blutbefleckte Antlitz,
Weh' und des eignen Vaters Auge blickte,
Verderben drohend, mir daraus entgegen.
Ach, solch ein Anblick, wer ihn einmal sah,
Und ging er auch im Bilde nur vorüber,
Er wird ihn niemals los im ganzen Leben. —
Er kommt noch immer nicht. O großer Gott,
Gib mir Gewißheit, sei es auch die schlimmste!
Und wenn du Unglück über uns verhängt,
Ich will's geduldig tragen, niemals murren,
Selbst meinem Leben, meiner Lieb' entsagen,
Nur, großer Gott, erhalte mir den Vater
Und gib ihn frei zurück!

Zweite Scene.

Die Vorige. Askanio.

Porzia (auf ihn zu eilend).
Nun, hast Du Nachricht?

Askanio.

Ich habe sie, doch laß mich lieber schweigen.

Porzia.

O Himmel, so ist Alles denn verloren!

Askanio.

Unglücklich Mädchen, wehe Dir und mir! —
Den Preis errang sich Bandinelli, und
Dein Vater ist verbannt.

Porzia.

Verbannt! weh' uns!

Askanio.

Kein Einz'ger nahm sich Deines Vaters an,
Erbittert stimmten Alle gegen ihn,
Und nur der Kardinal allein sprach Wahrheit,
Mit edlem Feuer seines Werkes Vorzug
Vertheidigend. — Doch half sein Reden Nichts.

Porzia.

Der edle Mann!

Askanio.

Als nun der Vater sah,
Wie schlimm es um ihn stand, wie wenig er
Von jenen schlechten Richtern zu erwarten,
Da hielt er sich nicht mehr, mit grimm'gem Spott
Griff er des Bandinelli's Werke an,
Und seine unglücksel'ge Heftigkeit
Trieb ihn so weit, daß er den ganzen Hof
Beleidigte und selbst sogar den Herzog
Mit seinem bösen Spotte nicht verschonte.

Porzia (heftig weinend).

O Gott!

Askanio.

Ermanne Dich, geliebtes Mädchen!
Jetzt ist nicht Zeit zum Weinen und zum Klagen,
Wir müssen handeln.

Porzia.

O, was kann ich thun!

Askanio.

Laß uns getrost die heim'schen Fluren meiden,
Laß uns das Glück in andern Ländern suchen!
Ich folge Deinem Vater durch die Welt,
Er nahm mich auf in seines Glückes Tagen,
Niemals verlaß' ich ihn in seinem Unglück;
Erfahren soll er, was der Liebe Macht,
Was zweier treuer Herzen Muth vermag;
Wir wollen fest uns aneinander schließen,
Um mit vereinter Kraft das schwere Joch
Der schwarz verhängten Zukunft zu ertragen;
Des Vaters Sorge sei fortan die unsre
Und unser Glück erblühe nur in seinem;
Sein Leben sei das Feld, das wir bebauen,
Das wir durch unsern Fleiß mit Blumen schmücken;
Und wenn er einst dann unsre Liebe segnet
Und sorgenfrei von seinem großen Leben
Ausruhen kann im Garten unsrer Pflege,
O Mädchen, diese Wonn' ist unermeßlich!

Porzia.

Ja, Du hast Recht, Du einzig und allein
Bist unsres Hauses stäts getreuer Freund.

Askanio.

So manches Theure knüpf' ich an dies Haus,

Ich habe viele Stunden hier genossen,
Die golden da stehn in dem Buch des Lebens.
Ein lichter Stern ging meinem Leben auf,
Der Liebe schöner Stern, zwar schwankend noch,
Doch meiner Tage dunkle Nacht erfreuend
Mit mildem, schönem Licht, wie ein Komet,
Der ungewisses Schicksal zwar bedeutend,
Doch mit dem goldnen Regen seiner Ruthe
Den ganzen Himmel füllt. — Ja, Porzia,
Das Glück hat uns vereint, das Unglück wird
Niemals die Herzen von einander trennen.
Hör' unsern Schwur, Du droben in den Himmeln,
Und heilige nnd segne unsre Liebe,
Die gleich erhaben über Glück und Unglück. —
Mit frohem Muthe wollen wir den Vater
Erheben in des Lebens schweren Sorgen,
Ersetzen, was das grausame Geschick
Dem allzukühnen Genius versagt.
Arbeiten will ich Tag und Nacht für ihn,
Dem alles Groß' und Schöne ich verdanke,
Für ihn, der meiner Kunst und meiner Liebe
Und meines bessern Lebens Vater ist.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Cellini und der Knabe (der das Modell trägt). Der Knabe stellt das Modell hin und geht ab. Cellini geht finster und in sich gekehrt umher.

P o r z i a (nach einer Pause).

Sei nicht so finster, mein geliebter Vater!
Es werden wieder bessre Zeiten kommen.

Cellini.

Die bessern Zeiten kommen nie auf Erden.

Askanio.

Wir kennen Euer Schicksal, theurer Meister,
Das Euch so herb', so unverdient getroffen;
Doch blicken wir getröstet in die Zukunft,
Wenn Ihr nur freudig von Euch werfen wolltet
Des Unmuths Bürde, die zu schwer Euch drückt.
O wälzt des Mißgeschickes größre Hälfte
Auf unsre Schultern! Leichter wird die Last,
Wenn treue Seelen sie gemeinsam tragen.

Cellini.

Ich weiß, Du hängst an mir mit Lieb' und Treue,
Ich danke Dir, doch kann ich's nicht vergelten;
Auf einen festern Boden bau' Dein Glück! —
Verlassen mußt Du uns, Askanio,
Ich habe keine Arbeit mehr für Dich.

Askanio.

Beim höchsten Gott, ich ziehe nicht von Euch;
Im Glanz des Glücks hab' ich bei Euch gelebt,
Im Unglück werd' ich niemals Euch verlassen.
Auswandern müßt ihr jetzt in fremde Länder,
Ihr werdet alt, Ihr braucht den treuen Diener,
Der Euch in Mühen und Gefahren beisteht.

Cellini.

Ich fühle Kraft genug in mir zu dem,
Was mir das Schicksal aufgebürdet hat.

Askanio.

O stoßt mich nicht von Euch, geliebter Meister!
Was hab' ich Euch gethan, daß Ihr den Dienst

Also verschmäht, den ich Euch freudig biete?
Laßt mich des Lebens Sorgen mit Euch theilen,
Ihr war't ja doch mir Vater schon, Cellini,
Laßt mich an Eurer Hand den Weg der Kunst,
Die Ihr allein nur lehren könnt, beenden!
Und scheint dann einst, o daß es bald geschehe!
Ein neuer Stern des Glückes unserm Leben,
Dann nehmt mich an als Euren Sohn und segnet
Der Liebe Bund, den unsre Herzen schloßen,
Den keine Macht der Erde trennen kann.

Porzia.

Weis' ihn nicht von Dir ab, geliebter Vater!
Er ist ein treuer Freund uns.

Cellini.

Laßt mich! Fort!
Es kann nicht sein; bei mir wohnt nicht das Glück.
(zu Askanio.)
Sei froh, daß Du Dich von mir trennen kannst
Und eile flugs aus diesem Hause, das
Der Blitz getroffen.

Askanio.

Laßt auf andern Fluren
Ein neues Haus des Glückes uns erbauen!
Die Welt ist groß und jede Stätte nimmt
Den großen Benvenuto freudig auf.

Cellini.

Hinweg von mir! laßt ab von dem Verbannten,
Dem selbst das Gute sich zum Unheil wendet!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein herzoglicher Bote nebst zwei andern Leuten.

Cellini (zu dem Boten).

Was gibt's?

Bote.

Sein' Excellenz läßt Euch befehlen,
Das Bildniß des Neptun herauszugeben,
Das Ihr in seinen Diensten angefertigt.

Cellini.

Sagt Seiner Excellenz, daß ich zwar dies Modell
In seiner Stadt Florenz, doch nimmermehr
In seinem Dienste angefertigt habe;
Niemand hat's mir bezahlt; Sein' Excellenz
Hat es herabgewürdigt in den Staub,
Aus dem ich wieder es emporgehoben,
Und somit halt' ich es in jeder Hinsicht
Als für mein Eigenthum und werd's behalten;
Sagt dieses Seiner Excellenz, dem Herzog!

Askanio (dringend).

Was macht Ihr? Meister! gebt das Bild heraus!

Porzia.

Um Gotteswillen, Vater, gib es hin!

Cellini (zum Boten.)

Thut, wie ich sagte.

Bote.

Gut, wenn Ihr's so wollt.
(der Bote mit den Leuten ab.)

Fünfte Scene.

Cellini. Porzia. Askanio.

Porzia (weinend).

O Vater, Vater! Du verderbst uns alle!

Cellini (heftig).

Was? sollt' ich so lammherzig sein, daß ich
Mein Eigenthum mir von ihm rauben ließe?
Aus seinen Staaten hat er mich verbannt,
Die heimathlichen Fluren mir versperrt,
Zum armen Flüchtling hat er mich gemacht,
Doch, was mein eigen, soll er nie mir rauben.

Askanio (bittend).

Ergebt Euch, Meister, der Nothwendigkeit,
Beugt Euren Willen dem Gesetz der Macht!

Porzia (vor ihm niederstürzend und seine Kniee umklammernd).

Sieh mich im Staub, erhöre unsre Bitte!

Cellini.

Steh auf! ihr wißt nicht, was zu thun, mir ziemt.
Er handl' als Fürst, wie's ihm als solchem zukommt!
Entzieh'n mag er mir seine Gunst und Gnade,
Ich trag' es, weil ich muß und schweig' und gehe,
Doch wenn er in des freien Menschen Würde,
In des Besitzthums unverletzlich Recht
Mit frecher Hand zu greifen sich erkühnt,
Dann tret' ich aus den Schranken so wie er,
Mißbrauchen mag er seine Macht an mir,
Er schleudre seinen Blitz auf mich herab,
Den freien Willen soll er mir nicht brechen.

Askanio.

Wohlan, so stürzet Euch denn rettungslos
In Elend und Gefangenschaft! so kämpfet
Mit Eurem Willen gegen eine Welt,
Die Ihr nicht ändert, die nur Euch verderbt;
Vertheidigt Euren Trotz auf Tod und Leben,
Gleichgültig gegen Alles, was da komme,
Ob Ihr mit Eurem Blute ihn bezahlt,
Ob Ihr mit Euch Eu'r theures, einz'ges Kind
In's unabsehbare Verderben reißt.

Cellini.

Sei ruhig, Knabe, Du verstehst mich nicht;
Es wagt jedweder edle Mensch sein Leben
Für seiner Ehre Kleinod und sein Recht,
Und eine Grenze gibt es in der Brust,
Wo kraftlos des Tyrannen Wort verhallt,
Die keine Macht der Erde ungestraft
Zu überschreiten sich erkühnen darf.
Wenn er es wagen will, er trete auf!
Er hat die Macht, ich habe meinen Willen.

Porzia.

O so erbarme sich der Himmel unser!

Cellini.

Still, liebes Kind, für Dich ist ja gesorgt,
Soviel noch hinterläßt der Vater Dir,
Daß Du nicht darben sollst. Beruh'ge Dich,
Laß meinen Weg mich gehn! ich kann nicht anders;
In allen Dingen hat mir die Natur
Das Ungeheure auf mein Haupt geladen.

Askanio.

Ja, Du bist ungeheur! Kein Maßstab reicht
Für Deine Größe, kolossal
Bist Du als Künstler, wie als Mensch. Doch weh'
Dem, den sein Loos mit Dir zusammen einte,
Kein Bund des Glückes ist mit Dir zu flechten. —
Ein finstrer Dämon schreitet durch Dein Leben
Und scheuchet Alles von Dir, was Dich liebt,
Ein wunderbarer Sinn ist Dir erschlossen,
Mit andern Augen missest Du das Leben,
Du lebst und webst in einer andern Welt;
Und was Dich hemmt und stört in Deinem Walten,
Das schlägst Du mit zermalmender Gewalt,
Sei es der Freund, sei es das eigne Kind.
So stehst Du freudenlos und einsam da,
Die Werke, die Du schaffst, die herrlichen,
Sie füllen alle Menschen mit Entzücken,
Du aber kennst der Menschen Freuden nicht!

Cellini.

So ist's. Drum laßt mich ruhig geh'n! auslaufen
Muß ich die einmal vorgeschriebne Bahn. —
Mich treibet ein gewalt'ger Strom durch's Leben,
Und Wog' auf Woge drängt und reißt mich fort;
Mir blüht kein ruhig Bleiben und Verweilen,
Auf keiner Erde baut sich mir die Hütte,
Die schönen Ufer geh'n an mir vorüber,
Ich darf sie nicht betreten und begrüßen,
Denn unaufhaltsam steurt mein Kahn vorbei.
Doch, Dank sei es der gütigen Natur,
Die mir des Künstlers freie Brust gegeben,

Das überirdische Organ mir aufschloß! —
Es steigt ein Traum aus früher Kindheit mir
Wie aus dem alten Fabelland herauf:
In einem weiten Meer befand ich mich,
Das, ringsumher von ros'gem Licht umflossen,
Mit seinen goldnen Wogen mich umrauschte;
Mit mächt'gen Schlägen trafen mich die Fluthen,
Sie rissen mich hinunter und hinauf,
Doch war ich selig in des Glanzes Anschau'n;
Ich spielte mit den bunten Wellen, die
Harmonisch tönend in einander klangen,
Und unter meinen Händen bildeten
Die lieblichsten Gestalten sich daraus.
Indessen riß die Fluth mich immer weiter,
Und an des Meeres unabsehbar'm Ende
Da sah ich, schwebend zwischen Erd' und Himmel,
Ein niegeseh'nes, überirdisch Weib;
Sie lächelte mich an mit feuchten Blicken
Und breitete die Arme nach mir aus.
„Das ist die Kunst" rief es mir laut im Innern,
„Das ist die Kunst, der du dein Leben weihtest."
Und wieder eine andre Stimme rief:
„Schwimm' muthig deinem Ziele zu, o Jüngling,
Des Lebens Freuden wirf getrost hinweg,
Nicht rechts, nicht links darfst du die Blicke wenden,
Sie sei die einz'ge Freude deiner Tage,
Denn herrlich will sie einst dafür dir lohnen,
Jenseit des Grabes reicht sie dir den Kranz."
Und immer näher trug mich ihr die Fluth,
Stäts leuchtender ward ihr unsterblich Antlitz,

Stäts seliger ward ich in ihrem Anschaun; —
Da plötzlich, dicht vor ihren Füßen gähnte
Ein weiter Abgrund, der das Meer verschlang
Und seiner Wogen bunte Lichter löschte, —
Ich selber stürzt' hinunter in die Nacht. —
Es war ein Traum, ein Traum, der mir die Bahn
Des ganzen Lebens vorgezeichnet hat.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Der herzogliche Bote tritt wieder auf, von mehreren Leuten begleitet.

Cellini (finster).

Was wollt ihr?

Bote.

Nochmals läßt der Herzog Euch
Befehlen, ihm das Bild herauszugeben.

Cellini.

Und nochmals muß ich leider es verweigern.
Das Bild ist mein, es kann zu Nichts ihm nützen;
Selbst wenn auch Bandinell' nach zwei Modellen
Den Gott anfert'gen soll, es würd' ihm doch
Nicht helfen, denn er wird ihn nur verhunzen.

Bote.

Ist das Eu'r fester Wille, Benvenuto?

Cellini.

Verlaßt Euch nur darauf, es ist mein fester.

Bote.

So künd' ich Dir, daß ich in diesem Falle
Es mit Gewalt wegnehmen soll und muß.

Cellini.

So? das also trug Dir der Herzog auf?
So sag' ihm, daß ich mir mein Eigenthum
Von keinem Menschen jemals nehmen lasse,
Sei's Kaiser, König, Herzog oder Papst!
Was sucht der Herzog denn darin, daß er
Dies elende Modell, das früher er
Verachtete, durchaus nun haben will?
Soll ich etwa gelassen es erdulden,
Daß doch nun seine Pfuscher hinterher
Zu meiner Schande darnach modelliren?
Gleichgültig meinen Ruhm beflecken lassen
Durch meines Werkes schlechte Ausführung?
Sagt Seiner Excellenz, daß ich zu groß
Von ihnen dächt', als daß ich glauben könnte,
Es wäre Ernst, mir dieses zuzumuthen.

Bote.

Sagt es ihm selber, wenn Ihr wollt, Cellini;
Ich habe den gemessenen Befehl,
Das Bild zu nehmen, wenn Ihr es nicht gebt,
Und somit frag' ich Euch zum letztenmal,
Ob Ihr in Güt' es folgen lassen wollt?

Porzia (auf einen Sessel niedersinkend).

O Gott!

Askanio (auf sie zueilend).

Sei stark! ermann' Dich, Porzia!

Cellini (zum Boten).

Beruhigt Euch, ich geb' es nicht heraus,
Es frommt so wenig Güte wie Gewalt,
Es ist mein Eigenthum, ich werd's behalten.

Bote (zu den Bewaffneten).

Nun, so ergreift ihn, nehmt das Bild hinweg!

Cellini.

Nur sachte!

(er ergreift das Modell und zerschmettert es wüthend am Boden.)

Hier, wenn ihr es haben wollt,
Nehmt es in Stücken mit zu Eurem Herzog!

Bote.

Ich steh' erstaunt, was thatest Du, Cellini?
Weh Dir, Du bist verloren!

(zu den Bewaffneten.)

Auf zum Herzog!
Daß wir ihm diese Nachricht überbringen.

(der Bote mit den Bewaffneten ab.)

Siebente Scene.

Cellini. Porzia. Askanio.

Cellini (zu Porzia und Askanio).

Seid ruhig, Kinder, nun ist Alles gut,
Zu Ende ist der Kampf, es ist vorbei.

Porzia (unter Thränen).

Ja Alles, Alles ist vorbei, vorbei!
Ich stand einst freudig in des Lebens Garten,
Wo mir so manche, liebe Blume blüh'te,
Ich sah hinaus in weite, grüne Auen,
Die lächelnd ihre bunte Pracht mir zeigten,
Jetzt sind sie alle öde und verdorrt,
Es war auch nur ein Traum, er ist vorbei!

Cellini.

Hör' auf damit! Du kennst den Vater nicht,
Das Glück des Kindes liegt ihm wohl am Herzen.

(zu Askanio.)

Komm her, mein Sohn!

(indem er Askanio's und Porzia's Hände ineinander legt.)

Nimm sie, sie sei dein Weib!

Nimm hin mein ganzes Hab' und Gut, arbeite
In meiner Werkstatt, strebe muthig fort,
Sei ein wahrhafter Künstler, näh're Dich
Dem großen Ziel in frommer, stiller Demuth,
Weich' eiteln Ruhmes oder Reichthums willen
Nie einen Fingerbreit von dem, was Du
In Deinem Innersten als wahr erkannt,
Und — lebet glücklich, meiner eingedenk!

Askanio.

Und Ihr wollt uns verlassen? Nimmermehr
Werd' ich von Eurem Hab' und Gute zehren,
Indeß Ihr darbet in des Lebens Winter,
Um diesen Preis erkauf' ich nicht mein Glück;
Gebt, Meister, Euren Segen uns, wir ziehen
Mit Euch, wohin Ihr wollt, in alle Länder.

Porzia.

Nein, Vater, niemals darfst Du uns verlassen!
Arm sind des Lebens Schätze ohne Dich,
Der Du sie alle uns gegeben hast.

Cellini.

Laßt mich! ich bin verbannt, es ist nicht gut,
An des Verbannten Schritte sich zu heften,
Das Elend, das Verderben laurt ihm auf.

(begeistert.)

Doch nein, ich bin ja frei, frei wie ich nie
Es war, die ganze Erde steht mir offen.

Als freier Künstler schreit' ich durch die Welt,
Der allen Lebensjammer von sich wies.
Was soll mir des Besitzthums drückend Joch?
Ich werf' es von mir, denn ich brauch' es nicht.
Was frommen mir der Heimath schöne Auen,
Die mir den Blick beschränken? Ueberall,
Soweit die Erde ihren blüh'nden Leib
Hinausstreckt in den Raum, so weit das Meer
Mit seinen Riesenarmen sie umfaßt,
Der Künstler ist willkommen überall,
Denn er, der Götter und der Menschen Liebling,
Erobert sich die Herzen aller Völker
Und seine Heimath ist die Welt. —
So laßt mich denn in Frieden von Euch scheiden,
Lebt wohl und traget keine Sorg' um mich!
Frei wie der Vogel in den Lüften fliegt,
Gewiß der Nahrung, die auf allen Bäumen
Die mütterliche Erde ihm bereitet,
So will ich froh von Land zu Lande wandern,
Frei von den Banden aller ird'schen Noth.
Ich brauche wenig; mehr als ich bedarf,
Zollt mir der fleißgewohnten Hände Arbeit;
Ihr aber, die Ihr dasteht in der Blüthe
Des Lebens, reif zum fröhlichen Genusse,
Bedürft der Güter, darum nehmt sie hin
Und freuet Euch der Jugend und des Glücks!

Porzia.

Nein, Vater! Vater! nein, verlaß uns nicht!

Askanio.

Groß und bewunderswerth mag der Entschluß,

O Meister, sein, den Ihr ergriffen habt,
Doch überredet Euch nicht, Euer Glück
Darin zu finden. Lockend ist der Vorsatz,
Den in der Stunde der Begeisterung,
Der Erd' entrückt, die trunkne Seele faßt,
Mit Götterkraft regt er die leichten Schwingen,
Bereit, das Unermeßliche zu wagen,
Nichts ist zu groß ihm, nichts zu unerreichlich;
Doch anders ist's, wenn jene lichte Stunde
Zurückstieg in das dunkle Grab der Zeit,
Wenn jahrelange, saure Müh' und Arbeit
Sich schwer wie Blei an seine Flügel klammert;
Dann läßt er matt die stolzen Schwingen sinken,
Jedweder Tag lähmt seinen kühnen Flug,
Und schwer trifft ihn das Loos der armen Menschheit.
Ein traur'ges, ödes Gut ist diese Freiheit,
Die Ihr erwählen wollt; beseligend
Für alle Menschen sind der Freundschaft Bande,
Der Heimath Freuden, der Gewohnheit süße Rechte
Und der Verwandtschaft heil'ge, ew'ge Triebe.
Weis't diese holden Genien des Lebens
Nicht stolz von Euch, denn freudenlos und einsam
Steht in der Schöpfung ohne sie der Mensch.

Cellini.

In seiner ganzen Größe und Bedeutung
Erwog ich den Entschluß und bleib' ihm treu.
Drum laßt die eiteln Klagen nun verstummen!
Erleichtert mir des Scheidens bange Stunde! —
Askanio! in Deine treuen Hände
Leg' ich des theuren, einz'gen Kindes Glück.

Bewahr' es sorgsam all' Dein Leben lang,
Denn eine ächte Perle geb' ich Dir.

Askánio.

So theuer ist mir das eigne Leben nicht,
O Meister, als die Wohlfahrt Eures Kindes,
Mein ganzes Glück, mein Leben und mein Alles
Ruht in der Liebe meiner Porzia.

Achte Scene.

Kardinal zu den Vorigen.

Kardinal (ängstlich).

Gut, daß ich Dich hier finde, Benvenuto,
Um zu der schnellsten Flucht Dich anzutreiben.
Weh Dir, Unglücklicher! was thatest Du?
Der Herzog schäumt vor Wuth und schwur Dir Rache;
Befürchte Alles jetzt von seinem Zorn,
Der Dich zerschmettert, wenn er Dich ereilt.
Niemand darf mehr für Dich zu sprechen wagen,
Dein Name schon ist unerträglich ihm,
Bei seinem Fürstenwort hat er's geschworen,
Auf unerhörte Art Dich zu bestrafen.
Nicht eine Stunde, einen Augenblick
Bist Du mehr sicher in Florenz; darum
Errette Dich durch eine rasche Flucht!
Verweile länger nicht in diesen Mauern,
Hinweg! mit jedem Pendelschlag der Zeit
Kann Deiner Freiheit goldner Faden reißen.

Cellini (ruhig).

Eur Eminenz, nicht fürcht' ich seinen Zorn,

Obwohl, aus meiner Vaterstadt zu scheiden,
Aus andern Gründen ich beschlossen habe.
Er kann mir Nichts mehr rauben, dieser Fürst,
Der mir das Beßte schon genommen hat,
Die Mittel, meinen Perseus zu vollenden
Und meines Ruhmes schönsten Kranz zu flechten.

Kardinal.

O säume länger nicht und eile fort!
Daß Du Dein theures Leben uns erhaltest,
Uns, Deinen Freunden, so wie Deiner Kunst.

Askanio.

Flieht, Meister, fliehet nur auf kurze Zeit,
Bis seines Zorns Gewitter abgekühlt!

Porzia.

Ja, Du mußt fort nun, Vater, rette Dich,
Denk an die Tage der Gefangenschaft
In Rom, die Dich dem Grabe nahe brachten.

Cellini.

Ich will fort, ja, ich will von hinnen fliehn,
Aus dieser Stadt, die mir die Thore zuschließt,
Die mich aus ihrem mütterlichen Schoße
Wie ein verpestet Ungeheuer ausspeit;
Doch denkt nicht, daß ich jemals wiederkehre
In diesen feilen Sitz der Sklaverei.

Kardinal.

So säume nicht, denn jetzt vermag ich noch,
Zu Deiner Flucht behülflich Dir zu sein,
Es wartet ein gesattelt Pferd schon Deiner
Und treue Knechte bringen Dich zur Grenze.

Cellini.

O! wie viel dank' ich Euer Eminenz!
Und dennoch ford'r ich nochmals Eure Güte
Für meine Kinder auf, nehmt sie in Schutz!

Kardinal.

Nie soll auf sie des Vaters Unglück fallen,
Verlaß Dich drauf, ich werde für sie sorgen.

Cellini.

Herr Kardinal, sagt Seiner Excellenz,
Daß ich mit keinem Haß von hinnen schied,
Daß er den treusten Diener ausgestoßen. —

Kardinal.

Der Himmel leite Deinen Schritt, Cellini!
(ab.)

Neunte Scene.

Cellini. Askanio. Porzia.

Cellini (in die Mitte tretend, feierlich).

Und so ist denn der letzte Stein gehoben
Und aller Jammerbande bin ich frei,
Empor darf ich die Blicke wieder heben,
Die alte Kraft erwacht mir in der Brust.
Von Hoffnung voll, mit jugendlichem Muthe
Geh' ich hinaus in eine fremde Welt,
Und wo die Kunst mir ein Asyl eröffnet,
Da will ich meine Werkstatt mir erbau'n.
Zu lang' hab' ich das harte Joch getragen,
Das meinen Geist in finstre Bande schlug,
Zu lange der Despoten Macht erduldet,

Die jede Kunst entehrt zur Sklaverei.
Was ist des Künstlers Leben ohne Freiheit,
Die nur allein den Zauberschlüssel führt!
Dem freien Genius nur will ich folgen,
Und steh' ich einsam auch, ich bin doch frei.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Der Fremde.

Fremder.

Ich komme nochmals zu Dir, Benvenuto,
Ich habe Dir Dein Urtheil prophezeiht,
Gekommen ist's, wie ich vorhergesagt.

Cellini.

Ja, edler Herr, das Schicksal traf mich hart.

Fremder.

Du nennest Schicksal Das, was Dich betroffen!
Wohl gibt es eine Macht, die über uns
Und unsern Tagen waltet, doch nicht um
Der Menschen kleine Angelegenheiten
Bekümmert diese Macht sich, nein, wir selbst
Und die, mit denen wir verkehren, sind
Die Schmiede unsres Glücks und unsres Unglücks.
So wie an diesem Hof' Du standest, war
Dein bald'ger Sturz vorauszusehn.

Cellini.

Ihr selbst
Habt auch vielleicht daran geholfen, Herr?

Fremder.

Nein, nur benutzen will ich Deinen Fall.

Cellini.

Erklärt Euch deutlicher, wenn's Euch gefällt.

Fremder.

Komm, großer Meister, komm mit mir nach Rom,
Dort harren Deiner viele große Herren,
Mit Gunst und Reichthum Dich zu überhäufen,
Und selbst der Papst nimmt Dich mit Freuden auf
In seinen Dienst und gibt Dir freie Wahl,
Zu schaffen, wie der Geist Dich treiben mag.
Komm mit, Cellini! auf der Grenze wirst Du
Mich wiederfinden.

Cellini.

Geht nur, edler Herr!
Wohin ich gehen soll, wird Gott mir sagen,
Auf ihn, nicht auf die Großen dieser Erde,
Werd' ich mich fürderhin allein verlassen.

Fremder.

Lebt wohl denn bis zum Wiedersehn!

Cellini.

Wie Gott will.

(Fremder ab.)

Eilfte Scene.

Cellini. Porzia. Askanio.

Cellini (zwischen Askanio und Porzia tretend und sie umarmend).

Und nun lebt wohl, ihr Pfänder meiner Liebe!
Freut eines bessern Glückes Euch, als ich!
Tragt keine Sorg' um mich! ich bin geborgen,

Die Heimath für Cellini ist die Welt. —
Leb' wohl, mein lieber Sohn, und Du, mein Kind!
(er küßt beide.)

Porzia (ihn umklammernd unter heftigem Weinen).
Leb' wohl, mein Vater!

Askanio.
Lebet wohl, Cellini!
(Cellini reißt sich los und geht schnell ab.)

Porzia (dem Askanio weinend in die Arme fallend).
O Gott!

Askanio.
Sei stark Du wie Dein großer Vater!

Gedichte

vermischten Inhalts.

Gustav Pfarrius.

Frühling.

Aus den Waldliedern des Verfassers.

Des Waldes alter König mußte
Verreisen einst zur Winterszeit,
Ein tiefer Frieden, wie er wußte,
Umfing die Forsten weit und breit;
So übergab er denn die Zügel
Der Waldregierung seinem Sohn,
Und schwang getrost sich in die Bügel
Und jagte mit dem Sturm davon.

Sprach bald der Prinz — er war erzogen
In abgelegner Felsenschlucht —:
Was wurde doch mir vorgelogen
Von einer Krone Last und Wucht!
Vom Volk der Erlen tief im Grunde
Zum Dornsproß auf der Felsenburg,
Herrscht Ruh' und Ordnung in die Runde,
Und jeden Einfall setz' ich durch.

Er ließ den Wald organisiren
Nach einem nagelneuen Plan,
Die Stämme ordnen nach Revieren,
Abschätzen jeden Ast und Span;
Was wirr sich zeigte, ward gelichtet,
Verkürzt, was aus der Norm sich trieb,
Und alles treu, wie er's geschlichtet,
In unterwürf'gem Frieden blieb.

Da kam der Lenz. Es regte sachte
Sich Dieser hier, sich Jener da,
Bis lustig Groß und Klein erwachte
Und lebensfrisch in's Blaue sah;
Da gab's ein Gähren und ein Ringen,
Ein Gliederrecken kraftgeschwellt,
Ein Weben, Streben, Aufwärtsdringen,
Als wäre jeder Strauch ein Held.

Der junge Waldfürst — noch auf Reisen
Der alte sein Geschäft betrieb —
Ließ streng den Wald zur Ruh' verweisen,
Der Wald jedoch im Aufstand blieb;
Da ließ die Grünsten er bestrafen,
Nahm manchen Luginsland beim Schopf,
Indeß statt wieder einzuschlafen,
Wuchs ihm das Buschvolk übern Kopf.

Wohlan denn, rief er, aufgesessen!
In's Dickicht haut, die Wipfel knickt,
Die Knospen brecht und was vermessen
Sich regt noch, werd' im Keim erstickt!
Auch dieß umsonst! ward rechts gelichtet,
Stand links ein Heckenbund im Flor,
Ward auf der Höh' ein Busch vernichtet,
Brach's frischen Grüns im Thal hervor.

Zwar viele Schmerzenstropfen flossen,
Zerschmettert lag manch' Blüthenreis,
Mit Jammer sah der schönsten Sprossen
Beraubt sich mancher Waldesgreis.
Doch keine Klage fand Erhörung, —
Da kehrte zu der Forsten Glück
Und seines Sohns, ob der Zerstörung
Entsetzt, der alte Herr zurück.

„Wie, da der Forst im Winterschlafe
Sich trefflich fügt in Deine Huth,
So wähnst Du, wacht er auf, durch Strafe
Zu tilgen seinen Lebensmuth?
Kannst Du nicht Segen um Dich breiten,
Wenn Frühlingswehn die Welt durchhaucht,
So laß der Hand es rasch entgleiten,
Das Scepter, das für sie nicht taugt!"

So sprach er, eilte durch's Gewimmel
Der freudetrunknen Bäumeschaar,
Gab diesem Luft und jenem Himmel,
Und bog und zog sie wunderbar;
Und räumte fort, was Schlaf verlangte,
Das faule Laub, das dürre Reis,
Da wuchs empor, da grünte, prangte
Der Wald zu Gottes Ruhm und Preis.

Wolfgang Müller.

I.

Lebensmuth.

Willst du jung den Geist erhalten,
Mußt du junge Dinge treiben;
Wenn du fliehst die düstern Alten,
Um im Jünglingskreis zu bleiben,
Kann die Seele nicht erkalten!

Wem ist träg die Zeit gezogen,
Wenn zum Trinken, Singen, Scherzen
Er mit leichtem Fuß geflogen,
Wenn er hochentflammt im Herzen
Einem blonden Kind gewogen!

Wem mag nicht die Stunde taugen,
Wenn er schauet unverdüstert
Der Natur geliebte Augen,
Was sie redet, was sie flüstert,
Tief ins reine Herz zu saugen!

Wenn auch manches dich nicht freuet
In des Lebens heißem Jagen,
Flieh den Mann, der trüb bereuet!
Laß dein Herz für Alles schlagen,
Was den jungen Drang erneuet!

Ob auch Wer, dich zu verwirren
Kecken Muthes sich erdreiste,
Laß das kühne Herz nicht kirren!
Such den Halt im starken Geiste!
Laß dich täuschen, doch nicht irren!

Ist zerschellt auch manches Hoffen
An des Lebensmeeres Riffen,
Stehe nie verzagt, betroffen;
Pläne bauend mußt du schiffen
In die Zukunft frei und offen!

Hast du auch dein Lieb' errungen,
Höher hältst du doch die Liebe!
Hast du vieles auch erschwungen,
Besser ist es, glühn die Triebe
Großer Seele unbezwungen!

Selbst im Schiffbruch mußt du heiter
In die dunkle Flut versinken!
Aber strebe fröhlich weiter:
Immer siehst du Sterne blinken!
Frisch, du kühner Lebensstreiter.

II.

Stille Reize.

Weil dir so still bescheiden blüht
Der Reize weißer Rosenkranz,
Weil dir so keusch die Schönheit glüht,
Füllst du das trunkne Herz mir ganz.

O du gemahnst mich wie der Strom,
Der tief und breit und silbern lacht,
Tags spiegelnd blauen Himmelsdom,
Nachts spiegelnd glüh'nde Sternenpracht.

Tief unter seiner mächt'gen Flut,
Da glänzt der Minen goldne Lust,
Da blinkt der Edelsteine Glut:
Er überströmt sie unbewußt.

Doch kränzen in Bescheidenheit
Ihn Wiesenufer grün und licht,
Fruchtreiche Hügel sind sein Kleid:
Doch kümmert all der Schmuck ihn nicht.

Weil dir so still bescheiden blüht
Der Reize weißer Rosenkranz,
Weil dir so keusch die Schönheit glüht,
Füllst du das trunkne Herz mir ganz.

Friedrich Diez.

I.

Wunsch.

(Provenzalisch.)

Hätt' ich doch tausend Mark fein Silbergeld
Und tausend Mark in lauter rothem Gold,
Und wär' so reich an Korn- und Gerstenfeld,
An Ochsen, Kühen, Schafen, wie ich wollt',
Hätt' über hundert Pfund des Tags zu schalten,
Und feste Burg, wo ich mich könnte halten,
Mit süßem Wasser und am Meeresstrand,
Daß ich der Welt zu trotzen wär' im Stand.

Und wär' dabei voll hoher Wissenschaft
Wie Salomo und voll Besonnenheit,
In Wort und Werken ganz untadelhaft,
Und redlich fände man mich allezeit
Versprechen und erfüllen, helfen, heilen,
Und stets bereit den Dürftgen mitzutheilen,
Kein Ritter und kein Spielmann könnte sich
Mit Fug und Recht beklagen über mich.

Und hätt' ein Liebchen, schön, voll Freundlichkeit,
Mit holdem Wesen, wie man's wünschen mag,
Und hundert Ritter hätt' ich kampfbereit,
Die folgten stets mir auf dem Fuße nach,
Gewaffnet wie ich wünscht', auf beste Weise;
Und fänd' ich Waaren auch vom höchsten Preise
Und großes Gut, nichts fehlte mir zum Kauf,
Und zu verschenken hätt' ich stets vollauf.

Denn lästig ist es doch, Jahr ein Jahr aus
Arm und beschämt nach kargem Brod zu gehn.
Dann wollt' ich glücklich sein im eignen Haus
Und wackre Leute gerne bei mir sehn,
Herbergen wer da Lust hätt', einzukehren
Und unentgeltlich könnte jeder zehren:
So, wenn ich könnte, fing ich's an — allein,
Da ich's nicht kann, so muß man mir verzeihn.

II.

Romanze.

An dem Ufer des Genil
Ueber frisch bethaute Matten
Ritt daher Granadas König
Froh der abendlichen Schatten.

Ihn umgaben hundert Ritter,
All' vom hohem Ruf und Namen,
Heut den blut'gen Kampf vergessend
Sprachen sie von ihren Damen.

Blutig ward der Kampf gestritten
Um des heim'schen Glaubens willen,
Aber mancher Sarazene
Ehrte schon das Kreuz im Stillen.

Heute statt von blanker Rüstung
Glänzten sie von Gold und Seide,
Und der Degen, der die Christen
Oft geschreckt, ruht in der Scheide.

Mancher seine Freundin preisend
Nannte sie die schönste Blume,
Mancher hieß die seine: Göttin,
Sagte Großes ihr zum Ruhme.

Lächelnd sprach ein junger Ritter:
„Meine solltet ihr nur schauen,
Lilienweiß ist sie und milde
Gleich dem Monde dort im Blauen.“

„Ei, dein Liebchen, sprach der König,
Das Du rühmst mit solcher Wonne,
Mag für mich sich besser schicken,
Denn ich gleiche mich der Sonne.“

„Hoher Herr, Ihr sollt sie haben,
Doch wie hold sie sei vor allen,
Möchte sie zu meinem Leid
Euch, Herr König, doch mißfallen.“

„Nenne sie nur ganz getrost,
Was es sei, sei Dir verziehen.“
In den Busen griff der Ritter,
Zog hervor — Jungfrau Marien.

Als der König sah das Bildniß,
Wandt' er sich von Zorn entglommen:
„Werft ihn in den tiefsten Kerker,
Laßt den Hund darin verkommen!“

Als die dritte Nacht verstrichen,
Sah der Wächter durch das Gitter,
Unerbrochen war der Kerker,
Doch verschwunden blieb der Ritter.

N. Delius.

I.

Ave Maria.

Die Abendglocken hallen:
Ave Marie!
In stiller Andacht fallen
Da Wandrer auf das Knie.

Jeder Gedanke steiget
Nun himmelwärts;
Das frohe schweigt, es schweiget
Das kummervolle Herz.

Auf jeder Lippe bebet
Ein leis Gebet,
Wie sich ein Lenzhauch hebet
Und über Blumen weht. —

Ave Marie! o klinge,
Du Segenswort,
O klinge rings und bringe
An jeden fernsten Ort;

Und gieße deinen Frieden,
Du Himmelsluft,
Auf jedes Haupt hienieden
Und tief in jede Brust.

II.

Ständchen.

Laß mich an der Linde
Mit der Laute stehn
In der Nacht, da linde
Sommerlüfte wehn.

Denn der Duft der Bäume,
Sang und Mondenschein
Ziehn als holde Träume
In dein Fenster ein.

Um dein Lager schlingen
Sie den leichten Chor,
Ihre Lieder klingen
Schlummernd dir in's Ohr.

Ihre Schwingen fächeln
Milde Luft dir zu,
Und sie sehn dich lächeln
Gleich als wachtest du;

Sehn dich an und klagen,
Wie so kurz die Frist,
Sehn dich an und sagen,
Wie so schön du bist! —

Bis zu früh, o Traute,
Uns der Morgen tagt,
Welcher Mond und Laute,
Sang und Duft verjagt.

III.

Beim Abschied.

O sei nicht voller Zuversicht
Beim Auseinandergehn,
Drück' mir die Hand, doch frage nicht,
Wenn wir uns wiedersehn.

Dich freue der Vergangenheit,
Die uns so schön vereint,
Wenn auch die Sonne jener Zeit
Nie unsrer Zukunft scheint.

Denn sieh! die Blume nickt Dir zu
Am Wege, den Du ziehst;
Du aber fragst sie nicht, ob Du
Sie jemals wiedersiehst.

Es wiegt der Schmetterling sich froh
Und wärmet sich im Strahl;
Du aber fragst ihn nimmer Wo:
Seh' ich Dich noch einmal?

Ein rosig Wölkchen bildet sich
Am blauen Himmelszelt;
Doch fragst Du nimmer: Seh' ich Dich
Wohl wieder auf der Welt?

Wohlan! Wie Blum' und Schmetterling
Und Wolke sind auch wir,
Wir Menschen ein gebrechlich Ding,
Wer weiß, wie lang' noch hier!

Drum sei nicht voller Zuversicht
Beim Auseinandergehn;
Drück' mir die Hand, doch frage nicht,
Wenn wir uns wiedersehn.

IV.

Am Laacher See.

Im hohen Sommer war's ein heißer Tag,
Daß ich im Schatten einer Eiche lag,
An deren Fuß die blaue Welle spielte,
Indeß der Bergsee, rings von dichtem Grün
Umhegt, wie auch der Mittag mochte glühn,
Die kaum bewegten Lüfte kühlte.

Still lag des Wassers Oberfläche da,
Und nur der wolkenlose Himmel sah
Sein Spiegelbild in dieser glatten Runde,
Und nieder goß die Sonne ihre Gluth,
Als wollte sie die hell durchsicht'ge Fluth
Erwärmen bis zum tiefsten Grunde.

Des Anblicks heitre Ruh' und Frische zog
In meine schwüle Brust; da plötzlich flog
Ein dunkler Fleck den klaren See hinüber:
Ein Rabe war's mit heiserem Geschrei,
Abschattend auf dem See sein Conterfei —
Und meine Seele wurde trüber.

Denn jenes Tags gedacht' ich, da ich so
Dein Auge sah, darinn ich jugendfroh
Einst meines Himmels reinen Spiegel schaute,
Wie da, als ich mich selig ganz verlor
In seiner blauen Tiefe, draus hervor
Die dunkle Thräne plötzlich thaute.

V.

Camoens.

Als ein gewaltiger Orkan die Fluth nach allen Seiten schlug
Und dann das Schiff zertrümmert ward, das den verbannten Dichter trug,
Da hatte Jeder Geld und Gut zu retten durch den Wogenschwall;
Camoens aber hatte Nichts als ein Gedicht auf Portugal.

Und Alle sprangen in das Meer, beschwert mit Geld und goldner Zier,
Camoens trug in seiner Hand nur eine Rolle von Papier;
Und Alle riß hinab das Meer und barg ihr Gold in seinem Schooß,
Ihn aber hielt die Well' empor und kühlte seine Wange bloß.

Und mit der Rechten rudert' er, indeß er mit der linken Hand
Sein Lusiadenlied umschlang; so schwamm er an den Ind'schen Strand.
Zwei Güter bracht' er mit sich da gerettet aus dem Wogenschwall:
Ein elend Leben für sich selbst, ein ewig Lied für Portugal.

VI.

Notre-Dame-de-Grace bei Havre.

Es steht ein hohes Kreuz auf hoher Stelle,
Wo Fluß und Meer wirr in einander schäumen;
Daneben, halbversteckt von alten Bäumen,
Der Gnadenmutter heilige Kapelle.

Das Auge sieht von dort herab die Welle
In mächt'gem Sturm sich brechen bald und bäumen,
Geglättet dann in unabsehbarn Räumen
Wie Silber schimmern in des Tages Helle.

Und darum ward Kapell' und Kreuz gebauet
Hoch auf dem jäh abspringenden Gestade,
Wo so von ferne schon der Seemann schauet;

Auf daß er stets auf seinem irren Pfade,
Sei's daß sein Himmel dunkelt oder blauet,
Den Blick erhebe zu dem Mal der Gnade.

VII.

An Elisabeth.

Schau' ich dich an in deinem Glorienscheine,
Den dir die Schönheit und die Trauer reichen,
So ist's als ob mir aus den lichten Reihen
Der Griechenwelt ein hohes Paar erscheine.

Die hehre Niobe nennt sich die Eine;
Sie wagte sich der Leto zu vergleichen,
Da ließ Apoll ihr ganz Geschlecht erbleichen,
Und nur die Mutter lebte fort im Steine.

Die Andre Helena; auf Troja's Mauer
Sahn sie die Greise und entzückt vergaßen
Sie jenes Kampfes jahrelanger Dauer.

Du mahnst uns an das Bild, das sie besaßen;
Du gleichst der Niobe an ew'ger Trauer,
Wie Helena schön über alle Maßen!

Theodor Thomas.

Die Krisis der Zeit.

Täglich, ja stündlich sogar und leider! so laut und vernehmlich
Hört man, wie jammernd das Volk lange schon hungert und darbt.
Bilden Vereine sich auch, um der Noth eurer Brüder zu wehren,
Schließen die Speicher voll Korn dennoch sich fester nur zu.
Lieblos verriegelt der Bauer die Scheune nebst Kammer und Keller;
Ach! von dem Wuchrergezücht hat er das Alles gelernt.
Christenthum! dürfte dein Geist sich in dieser Bedrängniß verläugnen?
Mangelt dir wirklich die Kraft? Kannst du nicht brechen das Eis?
Egoismus im Herzen, versucht man von Liebe zu reden,
Während man faselt ein Wort, klingend wie Humanität.
Sicherlich giebt es noch Mittel, dein schläfriges Wesen zu rütteln,
Außer verheerendem Krieg, ohne zerstörenden Feind.
Dreizehnhundert und achtundvierzig, das magst du bedenken!
(Zählst du fünf Hundert zurück) wüthete gräßlich die Pest.

Wilhelm Stens.

A.

Sonette.

I.

An Deutschland.

Am 11. April 1847.

1.

O, Deutschland! Deutschland! Deine starken Glieder,
Wie lange sollen sie zerstückelt liegen?
Wann wirst Du ganz den alten Feind besiegen,
Ein Phönix sein mit leuchtendem Gefieder?

Die bravsten Söhne blicken traurig nieder;
Sie möchten an Dein *ganzes* Herz sich schmiegen
Und so mit Dir zum höchsten Ziele fliegen,
Begeistert durch der Sänger heil'ge Lieder.

So dunkel ist der Tag, und Wolken hangen
Gewitterschwer rings über Deinen Gauen,
Und selbst der Kühnste fühlt oft heimlich Bangen.

Ein Stern nur blinkt hindurch und weckt Vertrauen;
Du athmest auf mit tieferbleichten Wangen;
O, daß wir bald in Deiner Kraft Dich schauen!

II.

2.

Ein schöner Stern ist jüngst uns aufgegangen;
Er trat hervor mit stillem, mildem Glanze,
Wie ein Juwel in einem lichten Kranze,
Den Du um eines Fürsten Haupt siehst prangen.

Er hat gestillt das glühendste Verlangen,
Womit wir einst zum wilden Waffentanze
Voll kühnen Muths ergriffen Schwert und Lanze,
Um zu der Freiheit Tempel zu gelangen.

Er strahlt uns wie ein Morgenstern, die Feier
Des hohen Tags, der naht, uns zu verkünden,
Und ihn begrüßt mit Lust des Dichters Leier.

Er sieht die Gluth im Osten sich entzünden:
Germania, Du athmest wieder freier,
Denn Deine Söhne werden sich verbünden!

III.

3.

O, England, Frankreich, was habt Ihr begonnen,
Bevor Ihr zu dem Kerne seid gedrungen!
Wie mancher Held lag blutend da, bezwungen
Von Knechten, welche der Tyrann gewonnen!

Ihr konntet Euch sobald in Ruh' nicht sonnen!
Im Kampfe ward erst manches Schwert geschwungen,
Und manche Rechte erst im Blut errungen,
Die ewig fließen aus der Menschheit Bronnen.

Und Du, mein Vaterland! Du sollst nicht singen
Ob eines Königs hocherhab'ne Worte,
Ihm nicht des reinsten Herzens Opfer bringen?

Wie! Schließt er selbst nicht auf der Freiheit Pforte?
Und sollte Dir der Wurf jetzt nicht gelingen,
Beschützt von einem solchen hohen Horte?

IV.

4.

O schöne Tage, wo im engsten Bunde
Der Fürst und seine Söhne vorwärts schreiten,
Wo sich der Staat zum Tempel will erweiten,
Geweiht durch das Gesetz, des Himmels Kunde!

Drum heilig sei, o Vaterland, die Stunde,
In der Du selbst den Pfad Dir kannst bereiten,
Der Dich zum Heiligthume wird geleiten,
Der Völker theuerstem und höchstem Funde!

Du solltest nicht die Hand des Freundes fassen,
Den Schatz nicht aus dem tiefen Schachte heben,
Den Du zu lange Andern überlassen?

Siehst Du nicht rings Cherusker-Helden schweben?
Sie könnten Dich, ihr eigen Blut, nur hassen,
Vergiftetest Du so Dein markig Leben!

V.

5.

Es war ein Traum, doch einer von den schönen,
In die wir uns auch wachend gern versenken,
Wie wir der frühsten Jugend froh gedenken,
Sanft eingewiegt von eines Liedes Tönen.

Ich sah den Herrlichsten von Deutschlands Söhnen,
Den edlen Hermann seine Schaaren lenken
Und im Triumph sich gegen Osten schwenken,
Umrauscht vom Jubeltone der Camönen.

Und ihm zur Seite ging ein hohes Wesen;
In ihren Augen glühte himmlisch Feuer,
Und „Freiheit“ stand in ihrem Kranz geschrieben.

Es drängten Fürsten sich, die Schrift zu lesen,
Doch Einer kam, des Volkes Vielgetreuer;
Er sah ihr Aug', um ewig sie zu lieben.

VI.

6.

Heran! Heran! Zum frohen, frischen Streben
Laßt fliegen Millionen der Gedanken
Jetzt blitzesschnell und schlagend in die Schranken!
Das Vaterland erwacht zu neuem Leben!

Und Ost und Westen müssen sich erheben,
Und Süd und Norden dürfen hier nicht wanken!
Wir Alle wollen freudig Ihm erst danken,
Und dann sofort an einem Kleide weben!

An dem Gewand', in welches sie sich kleide,
Die hohe Göttin uns'rer deutschen Gauen,
Genesen von jahrhundertlangem Leide!

Und daß wir ganz in ihrem Glanz sie schauen,
So schmieden wir ein königlich Geschmeide
Aus eines Königs Wort und Volk's Vertrauen

VII.

Ich tauche in des Wissens heil'ge Tiefen
Den Wunderstab der blühenden Camoenen,
Und siehe! Unter zaubervollen Tönen
Ersteigen Welten, die chaotisch schliefen!

Sie bieten uns, die wir sie huldreichst riefen,
Die vollsten Gaben aus dem Reich des Schönen,
Auch Eichenlaub und Lorbeern zum Bekrönen,
Und Reben, die von edlem Safte triefen.

Sie füllen schnell die wundervollen Räume
Mit Leben an, und Alles seh' ich sprießen
Vom zarten Keim zur goldenen Vollendung.

Doch ach! Das Alles ist nur Traum und Blendung!
Wann wird der Traum in Wirklichkeit zerfließen?
Wann wird sie mein, von der ich immer träume?

VIII.

Der Himmel ruht in lieblichen Gedanken;
Die Erde ruht in wonnigem Genuß;
Ein voller Strom, ein ewiger Erguß! —
So blüht sie Dir! Du darfst dem Himmel danken!

Wie herrlich ist's, auf leichtgefügten Planken
Die Holde fahren auf dem Silberfluß,
Und feurig wechselnd Händedruck und Kuß
Im grünen Wellenspiele leise schwanken!

Und wenn nun Purpurglut bedeckt die Wangen,
Die Abendluft uns kühle Labung fächelt,
Und fest und fester wir uns stäts umschlingen;

Wer wollte dann aus vollster Brust nicht singen:
Wenn uns die Erde also freundlich lächelt,
Wer möchte nach dem Himmel noch verlangen!

IX.

Wollt ihr den Forscher aus dem Reiche ächten,
Weil er nicht trat in tiefgefahr'ne Gleise?
Soll kriechen vor der Stümperei der Weise,
Entfliehn aus Tagesglanz zu dunklen Nächten?

O, daß die Wolken uns den Retter brächten,
Der Alles löste von dem starren Eise,
Hersäuselnd wie der Frühling lind und leise,
Und selbst im Sturme gleich den hohen Mächten!

So manche Palme hat schon ausgebreitet
Den Blätter-Fittich und des Himmels Gluten
In milder Kühlung zu uns hergeleitet!

Und sollen wir noch ferner immer bluten?
Ist noch das Reich des Friedens nicht bereitet?
Der Sieg noch nicht errungen von den Guten?

X.

Ich bin hinausgegangen, um zu lieben,
Und kehre wieder, wehe! um zu hassen!
Es hat die Welt mißtrauisch mich verlassen,
Weil ich ein tiefes Räthsel ihr geblieben.

Wie! Stehn nicht Räthsel überall geschrieben?
Kannst Du die Sternenschrift in Worte fassen,
Gestalten rufen aus den wilden Massen,
Die formenlos in's Unermess'ne stieben?

Und in der Welten wohlgeformten Kette
Ragt nicht der Mensch bis zu der Gottheit Throne,
Die ganze Schöpfung schön in sich vollendend?

Kannst Du ihn nicht erfassen, o so rette
Dich durch Bewunderung! Doch ihm die Krone,
Der leuchtend steigt, wenn auch Dein Auge blendend

—

B.

Lieder.

I.

Der Geliebten.

Ein heitrer, blauer Frühlingsmorgen
Bedeckte rings Gebirg und Thal,
Und in der Ferne tief verborgen
Erglühte sanft ein heil'ger Strahl.

Und wie er höher, höher glühte,
Da ward es in der Brust so hell;
Und wie die erste Blume blühte,
Da sprang hervor der Zauberquell.

Wo ist das Auge, das ihn schaute?
Wo ist die Brust, die ihn empfand?
In deinem Aug' der Morgen blaute,
Aus deiner Brust der Quell sich wand.

Der Strahl hat meinen Blick getroffen,
Der Quell goß sich in meine Brust;
Der Glaube kam, es kam das Hoffen,
Es kam der Liebe heil'ge Lust!

Und sieh! Es sprangen tausend Lieder
Hervor auf ihren Zauberschlag!
Nimm, o Geliebte, nimm sie wieder,
Sie tönen alle Dir nur nach!

II.

Das Beten.

Im Beten darfst Du kühn zum Höchsten Dich erheben,
Im Beten wird voll Huld der Höchste Dich umschweben;
Du fühlst als Mensch Dich ganz, in Deinem Gott so groß,
Auf Erden jubelst Du in Deines Gottes Schooß.

Es ist der Herr, der dann die Seele Dir erleuchtet,
Dein sehnend Auge dann mit Himmelsthau befeuchtet,
Der in die Seele Dir des Himmels Frieden gießt,
Der Dich, sein heilig Kind, in Vatersarme schließt.

Drum weile oft bei ihm in kindlich frommem Beten;
Gestärkt wirst Du dann stäts den Erdenpfad betreten,
Und wie die Sonne lockt die gold'ne Frucht hervor,
So zieht die Hand des Herrn alliebend Dich empor!

III.

Das Rheinthal.

Bin ich einmal ausgegangen,
Ohne wohl vergnügt zu sein,
Wenn ich sah die Fluren prangen,
Wenn ich stand am Vater Rhein?

Füllte Frohsinn nicht den Busen,
Wenn ich nach den Bergen sah?
War nicht für die heitern Musen
Immer eine Spende da?

Ward nicht aus den Bergen droben,
Aus der Wogen grüner Pracht
Ein Gedichtchen schnell gewoben,
Und mit Freuden dargebracht?

O, wo solche Berge glühen,
Die ein solcher Strom durchwallt,
Wird die Poesie stäts blühen,
In der lieblichsten Gestalt!

IV.

Rheinfahrt.

Ein schöner Frühlingstag erwacht,
Die Sonne steigt in voller Pracht,
Es wogt der Rhein mit seinem Gold, —
Auf, Freunde, alles ist uns hold!

O, folgt mir gleich zum leichten Kahn;
Wir schaukeln durch die glatte Bahn,
Wohin die Winde flüsternd wehn,
Dort, wo die Berge glühend stehn.

Sie sind des deutschen Landes Zier,
Drum zu den Gipfeln eilen wir,
Und fühlen auf dem Felsenkranz
Die deutsche Kraft und Würde ganz.

Und laut erschallt aus vollster Brust
Das Lied, der deutschen Jugend Lust,
Das Lied vom deutschen Vaterland
Bis an des Rheines fernsten Strand!

Wohlan, wohlan zur schönen Fahrt!
Mit Perlen strahlt die Gegenwart!
Das Leben schließt sich dem nur auf,
Der es ergreift in seinem Lauf!

V.

Schwermuth.

Es sinkt die Nacht hernieder,
Es schweigt das muntre Lied;
Wie kehrt der Tag wohl wieder,
Der jetzt so freundlich schied?

Die Schöne ist gegangen,
Sie drückte mir die Hand;
Wie wird sie mich empfangen,
Kehrt sie aus fernem Land?

Den schönsten Frühlingsmorgen
Trübt oft ein Wolkenheer;
Die Zukunft liegt verborgen,
Drum ist das Herz so schwer!

VI.

Süße Heimath.

Was uns unsere schönsten Sagen
Als das höchste Glück gelehrt,
Was ich in der Kindheit Tagen
Heiß ersehnt und fast entbehrt:

O, ich fand es endlich wieder,
Als ich glücklich bei euch war,
Und es weckte süße Lieder
Mir im Busen wunderbar.

Lebte ich im schönen Traume
Einer alten, gold'nen Zeit,
Als ich sah in eurem Raume
Stilles Glück der Häuslichkeit?

Leise Wellen, Sturmeswogen
Wechseln unaufhaltsam fort;
Wenig Tage — und entflogen
Bin ich schon dem trauten Ort!

Doch in daurenden Gestalten
Wirket fort die Phantasie:
Wie das Leben auch mag schalten —
Euch vergißt der Sänger nie!

VII.

Ein Blick in die Welt.

Schau' in die Welt! Wie herrlich ist da Alles!
Es hebt sich von dem ersten Augenblick
Gestaltungsreich ein goldenes Geschick,
Ein Phönix aus dem Staub des ersten Falles.

Wie prächtig sind nicht dieser Tage Schwingen,
Wie duftig frisch die lebensvolle Rose,
Wie klar der Quell, wie weich und sanft die Moose,
Und wie erquicklich munt'rer Vögel Singen!

Und wie so mächtig in dem eig'nen Busen
Begeist'rung, von der Gottheit ausgegossen,
Hast Du nur einmal hochbeglückt genossen
Die hehre Kunst der liederreichen Musen!

Komm' her! Fürwahr, es steht dir prächtig
Der Kranz von Lieb' und Freundschaft frisch gewunden!
In beiden bist du wahr und treu befunden,
Und beide fordern den Tribut so mächtig.

VIII.

Frage.

Das Auge, das in hoher Wonne leuchtet,
Woher erhält es diese stille Pracht?
Die sanfte Thräne, die das Auge feuchtet,
Warum bezaubert sie mit solcher Macht?

Du fragst und sinnst, und plötzlich wird es helle;
Jetzt klopft es stärker, du entdeckst die Quelle,
Und in des Herzens reinbewährten Flammen,
Da fließen Lust und Thränen sanft zusammen.

IX.

Liebe im Frühling.

Wie der Frühling doch so mächtig!
Leben füllt jetzt Berg und Thal!
Wie die Gegend jetzt so prächtig
Glänzt im gold'nen Sonnenstrahl!

Soll ich nicht den Frühling kränzen
Mit der Lieder holder Schaar?
Seh' ich nicht den Frühling glänzen
In dem schönsten Augenpaar?

X.

Wieder Frühling.

Der Frühling ist aufgegangen,
Die Blumen blühen im Thal,
Doch schöner auf Liebchens Wangen
Erglüht mir des Frühlings Strahl.

Sie reichte mir gestern den Becher
Von duftenden Rosen umblüht,
Da war ich ein glücklicher Zecher
Von Wein und von Liebe durchglüht!

Jetzt will sich Alles entfalten
Zum Liede in meiner Brust:
Ist dies wohl des Frühlings Walten?
Ist dies wohl der Liebe Lust?

Ich kann es selber nicht sagen!
Ein heimlicher, süßer Drang
Steigt auf wie heilige Sagen,
Gehüllt in süßem Gesang.

XI.

Im Herbst des Lebens.

Des Menschen Kraft darf nimmer rosten,
Drum frisch die Hand an's Werk gelegt!
Des Lebens Früchte wird nur kosten,
Der thatenkräftig sich bewegt!

Es ist kein Stillstand hier im Leben!
Wer nicht fortstrebt, der bleibt zurück!
Ein ewig Ringen, ewig Streben, —
Das führt allein zu unserm Glück!

Folg' nur der Schöpfung hohem Gange!
In ewig neuverjüngter Kraft
Befreit sie sich von jedem Zwange,
Indem sie wirkt, indem sie schafft.

Sie bringt im Frühling tausend Lieder,
Im Herbste Früchte ohne Zahl,
Sie senkt im Sommer Kühlung nieder,
Sie würzt des Winters stilles Mahl.

Sie lächelt uns im Morgenrothe,
Sie winkt uns zu im Abendstern,
Sie ist in Allem Gottes Bote,
In Allem ist Er selbst nicht fern!

Drum faſſ' mit heiligem Gemüthe,
Was immer auch das Leben bringt;
Entfalte es zur vollſten Blüte,
Die rein den Thau des Himmels trinkt.

Sie wird zur Frucht ſich bald geſtalten,
Der Herbſt wird deines Lebens Luſt!
Vernimm: Des Glückes reines Walten,
Es wurzelt nur in eig'ner Bruſt!

XII.

Das Lied vom freien Wort.

Die Welt iſt alt, die Welt wird neu,
Wir ſichten das Wahre von leichter Spreu.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Wir treten hervor mit Wort und That,
Und ſtreuen den Samèn zur goldenen Saat.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Was kümmert uns dieſer! Was kümmert uns der!
Wir ſegeln beherzt durch's offene Meer!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Und landen bald hier und landen bald dort,
Und pflanzen behend das freie Wort.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Das aber wächst zur goldenen Saat,
Das freie Wort wird freie That!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Und freies Wort und freie That,
Die sitzen fortan im Völkerrath!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Nun grünt und blüht der Völkerbaum,
Die Alten sehen's und glauben's kaum!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Das ist die Macht im freien Wort,
Im Anfang schuf's und schafft hinfort!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Drum setzen wir fort die begonnene Fahrt,
Und Wort und That wird Gegenwart!
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

XIII.

Bestimmung.

Folg' dem Gesetz, das in dir selber lebt!
Es zeigt dir stäts, was deinem Geist gebührt,
Was dich empor aus der Gemeinheit hebt,
Als Pharus dich zum gold'nen Eiland führt.

Gewonnen diesen Mittelpunkt des Seins
Wirst du die Vielheit würdevoll begreifen,
Und dann als Glied des göttlichen Vereins
Ausruhn von vielem wirrevollen Schweifen.

Gestaltend bricht alsdann hervor die Kraft;
Sie will sofort in Thaten sich verklären;
Und wie der Ewige im Weltall schafft,
So schaffst auch du in deines Lebens Sphären!

C.

Balladen und Romanzen.

I.

Piasa.

Freund, Du kennst den Mississippi, diesen Strom mit
Meereswogen,
Der durch seine beiden Ufer wie ein Heros kommt
gezogen.
Du kennst auch den Bach Piasa, der in jugendlichem
Schäumen
Stürzt sich in den Strom der Ströme mit des muth'gen
Rosses Bäumen.
Nicht gar fern von seiner Mündung siehst Du Felsen
jäh aufschießen
An des Stromes wildem Ufer, seine Brandung ein-
zuschließen.
Steil und glatt sind ihre Wände, die sie aufeinander
thürmen,
Gleich als wollten sie den Himmel in der Riesenschlacht
erstürmen.
Aber an der Felswand droben, welch' ein Wunder ist
zu schauen!
Unerreichbar Menschenhänden, scheint's von Menschen-
hand gehauen!

Lebte je ein solcher Vogel mit solch Riesenflügelpaare?
Hat er dort verhaucht sein Leben, ist versteint auf seiner
Bahre?
Wie er breitet seine Flügel, wie er streckt die scharfen
Krallen,
Gleich als wollte er im Sturme, über seine Beute fallen!
Lebte je ein solcher Vogel? Wen soll ich um Auskunft
fragen?
Ja, es lebte dieser Vogel, schallt es in der Wilden
Sagen.
Die am Mississippi wohnen, diese Indianer alle
Können Dir davon erzählen, von des Vogels Macht
und Falle.
Hör', vor vielen tausend Monden, eh' die Blaßgesichter
kamen
In das große Reich des Westens und brandmarkten
ihren Namen;
Als der große Magolyna und Mastodon hier noch lebten,
Wo die grünenden Prärien ihren Zauberteppich webten;
Lebte hier ein Schreckens-Vogel, ungeheuer groß vor
allen,
Daß er trug mit leichter Mühe einen Hirsch in seinen
Krallen.
Als er einst mit Menschenfleische angefüllt den gier'gen
Magen,
Wollte ihm kein anders Fleisch mehr wie das Men-
schenfleisch behagen.
Und er fing nun an zu jagen auf die armen Menschenkinder,
Ließ die Hirsche und die Rehe, ließ die Schweine und
die Rinder.

Furchtbar hauste jetzt der Vogel, denn bei seiner großen Stärke
War er listig und verschlagen und sann nur auf Mordeswerke.
Immer saß er auf der Lauer; kam ein Indianer näher,
Nimmer konnte er entgehen diesem fürchterlichen Späher.
Plötzlich schoß er auf ihn nieder, trug ihn fort zum wilden Fraße,
Spielend erst mit seiner Beute, wie der Wind spielt mit dem Grase.
Drob entbrannten viel im Zorne, und es kamen manche Krieger,
Ihn zu tödten; doch der Vogel blieb im Kampfe stäts der Sieger.
Ganze Dörfer wurden öde, und es herrschte dumpfer Schrecken,
Wie wenn dunkle Wetterwolken eine Gegend rings bedecken.
Keiner mochte ferner wagen, mit dem Ungethüm zu streiten,
Alles floh in wilder Eile, sah man es auch nur von Weiten.
Als die Gegend so verödet und das ganze Volk im Grame,
Da stand auf ein tapf'rer Häuptling, Onatoga war sein Name.
Manche Schlacht hat er geschlagen, und sein Ruhm war weit gedrungen
Zu den Stämmen in dem Osten, und in manchem Lied gesungen.
Ihn erfaßte tief das Elend, welches täglich sich vermehrte,

Das wie eines Brandes Flamme seine Heldenbrust verzehrte.
Drum beschloß er voller Feuer, seine Brüder zu befreien,
Sollte er auch bei dem Werke sich dem sichern Tode weihen.
Aber daß es wohl gelinge, nahm er Rath mit seinem Gotte,
Trennte sich von seinem Stamme, und in einer stillen Grotte
Fastete er einen Monat und in brünstigem Gebete
Hohen Sinnes Tag' und Nächte, er zum großen Geiste flehte:
„Du, der Herrscher dieses Lebens, Vater, deine Kinder rette,
Rette sie vor dem Piasa, o zerbrich die Sklavenkette.“
Als er so fast einen Monat hingebracht, dem Herrn zu dienen,
Ist der große Geist im Traume ihm am letzten Tag erschienen,
Und befahl ihm, daß er wähle zwanzig Krieger und ertheile
Jedem einen starken Bogen, wie auch giftgetränkte Pfeile;
Daß er darauf sie verberge in der großen Felsenhalle,
Sicher vor dem Blick Piasa's und vor dessen Ueberfalle.
Aber in der nächsten Nähe solle dann ein andrer bleiben,
Frei als Opfer dem Piasa, um zum Mord ihn anzutreiben.
Stürze er sich dann hinunter auf den Raub, den er erkohren,

Sollten alle zwanzig Krieger ihn mit einem Mal durchbohren.
Aus dem Traume fuhr der Häuptling, und er dachte nach der Worte,
Die der Geist zu ihm gesprochen und verließ die stillen Orte,
Kehrte heim zu seinem Stamme, der in großer Angst und Bangen
Lange schon des Helden harrte mit dem glühendsten Verlangen.
Was der Geist zu ihm gesprochen, alles dieses er erzählte,
Und dann schnell mit Kenneraugen er die zwanzig Krieger wählte,
Führte sie zur Felsenhalle, wie im Traum ihm vorgeschrieben.
Aber wo bleibt doch der Eine, welchen spornt so mächtig Lieben,
Daß er selbst sich stellt als Opfer für Piasa's wilde Krallen?
Wehe! auch dem kühnsten Krieger ist hier Muth und Kraft entfallen!
Nur des Häuptlings große Seele kannte weder Furcht noch Zagen;
Freudig will er für die Brüder sein hochherzig Leben wagen!
Und er schreitet, voll den Busen von begeisternden Gedanken,
Hin zum Opfer des Piasa sonder Beben, sonder Wanken;
Und er stellt sich frei und offen dann der Felsenwand entgegen,

Wo man sah den grausen Vogel seine mächt'gen Flügel regen.
Von der Klippe warf er gierig seine Späherblicke nieder.
Doch der Held erhob im Stolze jetzt das Ebenmaß der Glieder,
Wie die Ceder in dem Süden, wie die Eiche in dem Norden,
Wie das Meer, das majestätisch ruht in seinen weiten Borden;
Setzte fest den Fuß zur Erde, und begann dann laut zu singen
Jenen Todtensang, den Krieger immer ihren Manen bringen.
Aber kaum war er erklungen, als Piasa sich erhoben
Und sich stürzte auf den Helden, wie der Blitzstrahl zuckt von oben.
Jetzt erheben sich die Krieger, eingedenkt der hohen Pflichten,
Und den Pfeil auf ihrem Bogen wollen sie den Feind vernichten.
Kaum erreicht den Held Piasa, als auch schnellte jeder Bogen,
Als auch jeder Pfeil begierig in Piasa's Leib geflogen.
Blutend sank Piasa nieder und im Todeskampfe stöhnte
Er so furchtbar wildes Kreischen, daß der Boden rings-um dröhnte.
Doch gerettet war der Häuptling, Onatoga war gerettet,
Der sein Volk durch Heldengröße von Piasa's Joch entkettet!

Nicht der Pfeil hat ihn verletzet, noch auch des Piasa's Klauen,
Und es war in dieser Stellung wie ein Gott der Held zu schauen.
So hochherzig war der Häuptling, so hochherzig war der Wilde,
Und der große Geist des Weltalls deckte ihn mit seinem Schilde.
Zum Gedächtniß ward Piasa in der Felsenwand gehauen;
Aber jeder Indianer sieht ihn jetzo noch mit Grauen,
Und fährt er auf seinem Kahne je vorbei dem Riesenbilde,
Immer eine Kugel feuert nach Piasa's Bild der Wilde.

II.

Der Niagara-Fall.

Niagara! Niagara! schallt es laut von allen Seiten,
Und ich sehe dichte Schaaren nach dem großen Wunder
schreiten:
Niagara! Niagara! höre ich es in mir rufen,
Und ich eile mit den andern nach des Stromes Felsen-
stufen.
Herrlich ist der Sommermorgen, reizend lachen Wald
und Fluren,
Ueberall der vollste Abdruck großer, üppiger Naturen.
Doch ich eile durch sie alle; nichts vermag mich jetzt
zu halten,
Denn es winken in der Ferne schon die riesigen Gestalten.
Schon vernehm' ich dumpfes Brausen, gleich des fernen
Donners Rollen,
Gleich dem Donner der Geschütze, wenn im Kampf die
Völker grollen.
Aber plötzlich, welch' ein Anblick! Darf ich meinen
Augen trauen?
Darf ich Sterblicher es wagen, so Gewaltiges zu schauen?
Zu der Felsen höchstem Gipfel kommt im Sturm der
Strom geflogen,
Furchtbar majestätisch schleudert er hinab die Meeres-
wogen,

Mit des Blitzesstrahles Schnelle, mit dem Brausen der Orkane;
Nicht der Sonnenball kann hemmen solcher Fluthen kühne Bahne!
In den Katarakt geschleudert aus des Himmels lichten Räumen
Wie die Wasser in der Tiefe jetzt in wildem Grimme schäumen!
Wie sie dann sich rasch erheben und im Steigen mächtig schwellen,
Plötzlich aus geborst'ner Hülle zischend ihren Strahl aufschnellen,
Gleich als wollten sie sich rächen an dem Vater Strom dort oben!
Kaum sind sie zurückgesunken und in Schaum und Staub zerstoben,
So beginnt der Kampf von neuem; doch der Strom fährt fort zu gießen
Unaufhaltsam seine Wogen, bis auch sie in Schaum zerfließen.
Glaubst du auch, er müsse enden, länger könne er nicht stürzen,
Stäts von neuem stürzen Meere! Nichts kann seine Macht verkürzen;
Unversiegbar ist die Urne, die er hält in seinen Händen,
Die voll Selbstgefühl er ausgießt längs des Kataraktes Wänden,
Die in solcher Riesenfülle er stürzt von dem Felsenkamme,
Daß er löscht in dem Momente des Vesuves Gluth und Flamme.

Und der Himmel, voll Entzücken über sein so mächtig
Walten,
Schenkt ihm seine schönsten Strahlen, sie zum Bogen
zu entfalten.
Farbenreich und majestätisch über den empörten Wogen,
Von Aurora's Glut umwoben, strahlen tausend Frie-
densbogen.
Und ich stehe tief erschüttert vor dem allgewalt'gen
Bilde,
Gottes Allmacht in dem Sturze und im Bogen seine
Milde!
Und je länger ich verweile, von dem Zauber festgehalten,
Neu stäts seh' ich eine Schönheit nach der andern sich
entfalten.
Ja, und ständ' ich hier mein Leben, nimmer würde ich
es fassen!
So großartig ist das Wunder, so gewaltig sind die
Massen!
Und es braust hier tausendfältig bis zur fernsten Wel-
tenzone:
Gottes Allmacht ist unendlich! Beuge dich vor seinem
Throne!

III.

Die Erschaffung und Bestimmung der Menschen.

Eine Seminolen-Tradition.

Als der große Geist beschlossen,
Sich den Menschen zu erschaffen,
Schuf er sich zuerst den Schwarzen
Und erfreute sich des Werkes.

Denn es war zum ersten Male,
Daß ihm der Versuch gelungen,
Und so war er schon zufrieden,
Weil der Anfang war gemacht.

Aber schon nach wenig Tagen
Hielt er sich für einen Pfuscher,
Und beschloß deßhalb noch einmal
Seine Hand an's Werk zu legen.

Und so schuf er sich den Rothen,
Ihm viel lieber als der Schwarze,
Aber noch nicht ganz getroffen,
Wie er ihn im Herzen wünschte.

Drauf zum dritten Male nahm er
Sich in seiner Kraft zusammen,
Schuf mit aller seiner Weisheit,
Schuf mit aller seiner Macht.

Und nun stand der Weiße fertig,
Wie der große Geist ihn wünschte,
Und der Schöpfer war zufrieden,
Als er so den Weißen sah.

Also wurden drei der Brüder
Von dem großen Geist geschaffen,
Schwarzer, Rother und der Weiße,
Doch der Weiße ist der Jüngste.

Wie er nun sie so geschaffen,
Rief er sie zusammen, zeigte
Ihnen dann drei Kisten, welche
Angefüllt mit Gaben waren.

Und die erste hatte Bücher
Aller Art und Karten, Schriften;
Aber in der zweiten waren
Bogen, Pfeile und auch Messer.

Als die dritte aufgeschlagen,
Fand sie sich gefüllt mit Spaten,
Hacken, Beilen und auch Hämmern,
Alles scharf und wohl gefertigt.

Darauf sprach er so zu ihnen:
Meine Söhne! Seht das Werkzeug,
Euer Leben zu erhalten,
Wählet jetzo nach Gefallen!

Und der Weiße, der begünstigt
Immer war vom großen Geiste,
Schritt zuerst mit klugen Augen
Jetzt zur anberaumten Wahl.

An der Kiste, die mit Spaten,
Hacken, Beilen und mit Hämmern
Angefüllt, ging er vorüber,
Würdigte sie keines Blickes.

Als er sich der zweiten nahte,
Die mit Bogen, Pfeilen, Messern
Angefüllt, da blieb er stehen,
Und betrachtete sie scharf.

Wie der Rothe dies bemerkte,
Zittert' er am ganzen Leibe,
Denn er hatte sich von Anfang
In dies Werkzeug ganz verliebt.

Doch er zitterte nicht lange,
Denn der Weiße schritt vorüber
Schon nach wenigen Sekunden,
Wählte sich die erste Kiste.

Jetzo durfte sich der Rothe
Aus dem Werkzeug seines wählen,
Hastig wählte er die Kiste
Voll von Bogen, Pfeilen, Messern.

Als nun endlich kam der Schwarze
An die Reihe, blieb dem Armen
Keine Wahl, die dritte Kiste
Ward zu Theil ihm, voll von Arbeit.

Also ist es klar zu sehen,
Daß der hohe Geist es wollte,
Daß der Weiße lesen, schreiben
Und den Rum bereiten lerne.

Doch der Rothe sollte jagen,
Und ein mächt'ger Krieger werden,
Denn aus Büchern zu erlernen,
Hat der Geist ihm nicht verliehen.

Auch sollt' er nicht Rum bereiten
Noch den Feuer=Whiskey machen,
Daß er selbst sich nicht ums Leben
Durch ein solch Getränke bringe.

Da dem Schwarzen nichts verblieben
Als das Arbeitswerkzeug, nun so
War es auch wohl ganz natürlich,
Daß er sich dem Geiste fügte.

Und so ward er denn gezwungen,
Für den Weißen und den Rothen
Stäts zu wirken und zu schaffen
Bis auf diese letzte Stunde.

IV.

Campanella.

Campanella saß im Kerker, Campanella, der als Held
In des Wissens heißen Kämpfen sich den Feinden kühn gestellt;
Campanella, der im Reden alle Gegner überwand,
Der in Thaten gleicherhaben stäts als Hort der Wahrheit stand;
Campanella, der als Führer jener großen, schönen Zeit,
Von dem Eise starren Wahnes den Erkenntnißstrom befreit.
Schon als Knabe zog's ihn mächtig nach der Weisheit heil'gem Born,
Und sie blieb auch stäts dem Jüngling als des Strebens höchster Sporn.
Drum bewundernd jene Männer, die das Ordenskleid gestählt,
Hatte er aus vollster Seele sich das Ordenskleid gewählt.
Rüstig trat er in den Orden und schritt fort auf seiner Bahn,

Nur das hohe Ziel verfolgend, kämpfend gegen Trug und Wahn.
Hohen Geistes, starken Sinnes, warf er ab der Fesseln Zwang,
Denn nur Freiheit konnte nähren seines Wissens heißen Drang.
Und der Thoren morschen Tempel, aufgebaut vom Unverstand,
Stürzte er mit nerv'ger Rechte, daß auch jede Spur verschwand.
In Cosenza, wo als Gegner er dem Franziskaner stand,
Den er leichten Flugs besiegte, ward zuerst sein Geist erkannt.
Denn er sprach mit solcher Würde, so bezaubernder Gewalt,
Daß er schien ein höh'res Wesen, nur in menschlicher Gestalt.
Blitzschnell flogen die Gedanken, eingehüllt ins goldne Wort.
Und so riß er die Versammlung durch der Rede Allmacht fort.
Und es riefen tausend Stimmen: Des Telesius hoher Geist
Lebt in Campanella's Hülle, wie sein Reden uns beweist.
Trunken hörte dies der Jüngling und er forschte emsig nach,
Wer Telesius gewesen, las denselben Nacht und Tag.
Und entzündet von dem Lichte dieses Weisen rief er laut
Seine Brüder von der Buhle zu der vielgeliebten Braut,
Rief sie von den starren Formeln, von der Schulen Aberwitz

Zu den redenden Gestalten, zu der Weisheit hehrem Sitz;
Rief sie zu dem Buch der Bücher, das die Gottheit
selber schrieb,
Dort zu lesen und zu stillen ihres Wissens Forschertrieb;
Selbst zu schauen und zu lernen in der herrlichen Natur,
Denn sie sei der Gottheit Siegel, überall der Gottheit
Spur;
Bändigen in leere Phrasen ließ sich nicht ihr hoher Geist,
Denn sie wachse allgewaltig, daß auch jede Kette reißt;
Und sie führe nur lebendig zu der Gottheit lichtem Thron,
Zu dem Vater und dem Geiste durch den eingebornen Sohn.
Also sprach er hochbegeistert von der Weisheit lichtem
Strahl,
Daß die Feinde sich entsetzten vor des Mannes schar-
fem Stahl.
Und sie wagten nicht, zu stehen dieser riesenstarken Faust,
Welche drängte gleich dem Strome, der durch Felsen
schäumend bräust.
Wie die giftgeschwoll'ne Hyder bargen sie die Leichenluft
Ihrer teuflischen Gelüste in der Rosen süßem Duft.
So umschlichen sie den Großen, wohlgeübt in ihrer Kunst,
Und mit eines Frömmlers Mantel buhlten sie um Volkes
Gunst.
Ist das Volk die klare Woge jener göttlichen Vernunft?
Oder dient es wankelmüthig jeder ränkevollen Zunft?
In dem Volk wächst ausgebreitet Gottes reinste, schönste
Saat,
Doch es wuchert mit dem Korne auch das böse Kraut —
Verrath.
O, die Feinde Campanella's kannten dieses Volk recht gut,

Und durch feile Lästerungen setzten sie ein böses Blut;
Machten ihn zuerst verdächtig wegen seiner Religion,
Daß er keinen Gott mehr glaube, allen Sitten spreche
Hohn.
Wie sie sahen, daß es glückte, daß der Funke ward zum
Brand,
Schnell mit andern Ränken waren diese Feigen dann
zur Hand.
Und es merkte Campanella auf der lichterfüllten Bahn
Nicht, daß unter ihm der Boden ward zum berstenden
Vulkan.
Und er schrieb für Galiläi, selbst als dieser Mann in
Rom
Schwur, daß seine Lehre wäre nur ein trugvolles Phantom.
Ja! Und hätte er gestanden, wo man Hohn sprach allem
Licht,
Wohl gestampft hätt' er den Boden, doch den Schwur
geleistet nicht.
Plötzlich, wie aus jäher Tiefe bricht der brausende Orkan,
Schoß der Feinde tückisch Treiben gegen den Erlauch-
ten an.
„Campanella ist Verräther! Seht, die Türkenflotte naht!
Mit der Christen schlimmsten Feinden sann er längst
auf böse That!
Mit den Türken will er stiften eine neue Religion,
Und dann hier sich selber gründen einen festen Herr-
scherthron!"
Kaum erschollen war das Rufen, als die Politik erwacht,
Als sie faßt den großen Weisen und ihn wirft in Ker-
kersnacht.

Denn sie gleicht dem grimmen Tiger, der aus seinem Hinterhalt
Jäh' sich stürzt auf seine Beute mit zermalmender Gewalt.
Und so muß auch Campanella, wie so mancher schon zuvor,
Unverschuldet schmachten, dulden hinter eines Kerkers Thor.
Grimmiger erwächst die Flamme, die nun einmal angefacht,
Und er wird aus einem Kerker in den anderen gebracht.
Siebenmal ward er gezogen an des Tages lichten Strahl,
Und gespannt auf harte Folter bis zur wüsten Todesqual,
Aber in dem größten Schmerze, als das Blut in Strömen schoß,
Nicht ein Schmerzenslaut dem Munde dieses Duldenden entfloß.
Ob begierig auch die Feinde lechzten nach dem Schmerzesschrei, —
Campanella blieb gefoltert unbezwungen, stark und frei.
Und sie senkten ihn jetzt wieder in des Kerkers tiefste Gruft
Unterm See, wo die Moräste spieen Pest und Leicheudnft.
Und so saß er da, geschieden von des Himmels holdem Licht,
Er, der stäts nach Licht gerungen mit des Forschers heil'ger Pflicht;
Saß beraubt jetzt des Genusses einer reinen Lebensluft,
Von den frischen Höhn gesunken in des Todes ekle Gruft;
Saß geschieden von den Brüdern, von der großen schönen Welt,

Die er als Prophet durchwandelt, als der Wahrheit schönster Held.
Doch es lähmte nicht die Schwingen seines Geistes und er flog
Himmelwärts zur Weisheits=Quelle, wo so oft er Nahrung sog.
Und von oben scholl die Glocke reinen Klangs und liebevoll,
Wie sie je aus Himmelshöhen einem Gläubigen erscholl.
Und sie weckte süße Klänge in der kampfbewährten Brust,
Senkten in die große Seele auch der Dichtkunst heil'ge Lust.
Und mit göttlichen Gestalten füllte er den Kerkerraum,
Und die göttlichsten Gedanken pflückt' er am Erkenntnißbaum.
Sang von Gott und seiner Weisheit, seiner Liebe, seiner Macht,
Von dem Schönen, Guten, Wahren, das er schaffend hat vollbracht;
Sang, vom Himmelslicht erleuchtet, in des Kerkers dunklem Raum
Von dem hohen Sonnenstaate, seines Lebens schönstem Traum;
Sang zum Troste seiner Freunde sein und auch der Freunde Leid,
Und wie schon der Retter nahe in des Sieges Herrlichkeit.
So, ob einsam auch der Kerker, lebte er doch nicht allein,
Denn er schloß die ganze Schöpfung mit in seinen Kerker ein.

Ob bedrängt und auch gefangen — war er innen frei
und froh,
Und der reinsten Andacht Flammen brannten immer
lichterloh;
Und von ihrer Glut durchdrungen sang er von dem
Geist entzückt:
Ja! Es wird die Zeit einst kommen, die dem Kerker
mich entrückt,
Die das Wahre und das Falsche mit gerechten Händen
wägt,
Und erkennt das Bild der Liebe, das mir auf die Stirn
geprägt!
Und die Zeit, sie ist gekommen! Großer Mann, du bist
erkannt!
Du strahlst in des Lichtes Glorie, deine Feinde deckt
der Sand!
Was die Glocke angeklungen, drang zu allen Ländern vor,
Und in Tausend deiner Brüder schloß es auf der Weis-
heit Thor.
Mag auch jetzt, wo Forschen, Ringen nach der Weisheit
heil'gem Port
So gewaltig füllt den Busen, mag auch hier, wie
einstens dort,
Deine Glocke hell erschallen und sie mit beredtem Mund
Gottes Weisheit uns verkünden für der Menschheit
großen Bund!
O! Und in geweihten Stunden, wann mein Geist zu
dir entfliegt,
Lehre mich dann würdig singen, wie die Wahrheit kämpft
und siegt,

Lehre mich das Lied der Lieder von der Liebe höchstem
Gut,
Und wie in dem Schooß der Liebe Gottes Schöpfung
träumend ruht.

V.

Alexanders Grab.

Ueber Hindostan's Gefilden liegt ein dunkler Trauer-
schleier,
Seine Völker harren stille einer großen Todtenfeier.
Indien, das Land der Wunder, der Natur selbsteigner
Tempel,
Hat auf seinem heitern Antlitz jetzt gedrückt den Schmer-
zesstempel.
Von des Ganges heil'gen Wellen bis zur Himalaya's
Spitze,
In den volkerfüllten Städten, in des Urwalds dunklem
Sitze,
Wo der Palmen breite Fächer selbst den Sonnengott
besiegen,
Wo die Cedern Riesenschlangen säuselnd in den Schlum-
mer wiegen, —
Ueberall erschallt die Kunde von dem göttergleichen
Todten,

Den der große Brahma jetzo zu dem Himmel sich entboten.
Ruhmbekränzt, geliebt vom Volke, das den Helden hat verstanden,
Schied er wie ein echter Halbgott aus des Körpers engen Banden.
Und das Volk und die Brahmanen sammeln sich in den Pagoden,
Singen in dem vollsten Chore schmerzerfüllt dem Helden Oden:
Alexander, du der Große, der du gingst mit Heldenschritten
Durch die Welt und deine Feinde mit des Wischnu Kraft bestritten,
Der du auch in uns're Mitte mit dem Schwerdte bist gedrungen,
Aber schnell durch Herzensgröße dir den Palmenzweig errungen:
Ewig soll dein Name blühen, uns're Liebe nie erkalten,
Mögest du als Halbgott ferner über unsre Fluren walten!
Und wie deine Heldenthaten unvergleichbar dich befunden,
Soll dir jetzt ein Grab auch werden, wie es noch kein Held gefunden.
Und sie tragen dann den Theuren zum Sekundermallih-Strome,
Wo des Berges höchste Pfeiler schießen auf zum Himmelsdome,
Tragen ihn hinauf zur Höhe, zu der Felsen wilden Massen,

Die in ihrer ernsten Mitte stolz die heil'ge Gruft
umfassen.
Und sie senken ihn hinunter, senken ihn zum Felsen-
throne,
Und dann singen sie volltönig auf des Berges lichter
Krone:
Ruhe hier in reinem Aether zwischen diesen Felsen-
wänden,
Welche dir zur Gruft gehauen von des Brahma's
eignen Händen!
Ruhe hier, wo ewig heiter über dir die Lüfte blauen,
Wo der Himmel wie ein Palmblatt dir den Baldachin
wird bauen!
Ruhe hier, du Sohn des Lichtes, in des Lichtes rein-
ster Zone,
In des großen Brahma Schooße und bei Wischnu,
seinem Sohne!
Singen's und sie kehren wieder nach dem heimath-
lichen Heerde,
Und es schließt die hohen Reste treu in sich die Mut-
ter Erde.
Aber tausend Pilger wallen immerfort zum Helden-
grabe,
Bringen gläubig frommen Herzens des Gebetes reinste
Gabe.
Und damit den heil'gen Boden nie ein Stäubchen
deckt verwegen,
Siehst du stolze Königstieger* ihn mit ihren Schweifen
fegen.

VI.

Der Sturm.

Es liegt die Gegend vergraben in Nacht,
Und heulender braus't der Wind mit Macht;
Was sollen wir Arme beginnen?

O, Kinder vertraut! Auch in Sturm und in Nacht
Der liebende Gott für uns alle wacht;
D'rum faltet die Hände und betet!

O, Mutter, wilder wüthet der Sturm!
Hör', krachend stürzt schon der feste Thurm!
Was sollen wir Arme beginnen?

Der Herr ließ im Sturme Palläste vergehn,
Doch die Hütte des Armen blieb friedlich stehn,
D'rum faltet die Hände und betet!

O Mutter, unser Haus steht bloß!
Es hält nicht aus den gewaltigen Stoß!
Was sollen wir Arme beginnen?

Der Herr ist gut, der Herr ist groß!
Es ruhen die Waisen in seinem Schooß,
D'rum faltet die Hände und betet!

Der Donner rollt, es zuckt der Strahl,
Und zitternd beten sie allzumal:
Was sollen wir Arme beginnen?

Du großer Gott! Die Mutter todt!
Wer hilft uns jetzt in uns'rer Noth?
Was sollen wir Arme beginnen?

Und wiederum kracht's! Das Haus stürzt ein!
Da liegen sie alle in einem Schrein!
Der Herr hat ihnen geholfen.

VII.

Dante.

Er hat des Staates Wohl und Weh' erkannt,
Und bleibt ein Fremdling in dem Vaterland.

Dann steht er da, ein Mann in Wort und That,
Es hebt sich schnell, es blüht durch ihn der Staat.

Doch wie er glänzt in Herrlichkeit und Pracht,
Da ist sofort der alte Streit erwacht.

Bald steht der Staat in lichterloher Glut
Durch der Partheien Haß und wilde Wuth.

Und gegen Dante, welcher weilt in Rom,
Wälzt sich der volle, ungehalt'ne Strom.

Man stürmt sein Haus, er selber wird verbannt,
Der stäts als Hort des Vaterlandes stand.

Er aber bleibt dem Vaterlande treu,
Selbst im Exil ein unbezwung'ner Leu'.

Nur als der Hoffnung letzter Strahl erbleicht,
Er von dem Schauplatz großer Thaten weicht.

Er wendet sich zur stillen Einsamkeit,
Und denkt des Vaterland's mit großem Leid.

Und seiner Schmerzen ungeheures Loos
Beschwichtigt er in der Gedanken Schooß.

Beruhigt durch der Weisheit hellstes Licht
Singt er nun fort sein göttliches Gedicht.

Und wie die letzte Strophe mächtig klingt,
Der letzte Reif von seinem Busen springt.

Nun ist er frei, die Welt sein Vaterland!
O, Florenz, Florenz, wen hast du verbannt!

VIII.

Dante und der Schmied.

Es schürte der Meister der Esse Glut;
Er hämmerte wacker, er hämmerte gut,
Und Hammer und Amboß mächtig klang,
Der Amboß fast unterm Hammer sprang.

Und da er hämmert, ergreift ihn die Lust,
Er singt aus voller, bewegter Brust;
Ob Hammer und Amboß auch mächtig klang,
Weit mächtiger scholl der volle Gesang.

Und alle standen und lauschten gern;
Es drang sein Ruf bis tief in die Fern',
Und mancher trat in die Schmiede hinein,
Zu sehn den Mann in der Esse Schein.

Wer ist's, der so mächtig den Hammer schwingt?
Wer ist's, der so voll und so kräftig singt?
Das ist der Meister sonder Harm,
Dem der Kopf so frisch, dem's Herz so warm!

Er kannte die Lieder in großer Schaar,
Doch manches Liedchen litt auch Gefahr,
Es machte dem Meister keinen Gram,
Wie er eben den Vers und die Strophe nahm.

Einst hat sich auf seinem forschenden Pfad
Ein Fremdling der munteren Schmiede genaht.
Er hört und horcht und horcht und hört,
Dann stürzt er hinein, wie vom Geiste bethört.

In der Schmiede Alles in Ordnung stand,
Doch der Fremdling erfaßt es mit grimmiger Hand,
Und schleudert's zusammen allzumal,
Den Amboß, den Hammer, die Zange, den Stahl.

D'rob stutzte der Meister und spricht sodann:
Was wirrst du mir Alles, du fremder Mann?
Der Fremdling d'rauf, wie der Bogen schwirrt:
Was hast du mir meine Canzone verwirrt?

Dann ging er hinaus mit stolzem Schritt,
Nachblickte ihm ehrfurtsvoll der Schmied;
Er erkannte den großen Sänger der Zeit,
Den Dante, den Dichter der Ewigkeit.

IX.

Des Sohnes Rückkehr.

Die Mutter sitzt in tiefer Schmerzensnacht,
Ihr Sohn, so heißt es, fiel jüngst in der Schlacht.

Sie hat darauf der Welt sich abgekehrt,
In bitterm Gram ihr Leben fast verzehrt.

Sie sitzt so stille in dem Kämmerlein,
Und ist so unglückselig, so allein!

„Es war mein einzig vielgeliebter Sohn!"
So klagt sie oft mit schwerem, tiefem Ton.

Dann springt sie auf. An's Fenster stieß der Wind;
„Bist Du's vielleicht?— O komm, mein theures Kind!"

Und wann sie sitzt allein am kleinen Mahl,
Dann wächst erst recht der armen Mutter Qual.

Doch plötzlich springt die Thür gewaltig auf,
Herein stürzt Martha in dem schnellsten Lauf.

Die Freundin ist's im Glück und in Gefahr,
Im Glücke froh, im Unglück treu und wahr.

„Es lebt Dein Sohn! Er kehrt aus heißer Schlacht!“
„Ein Krieger hat die Kunde jetzt gebracht.“

„Mein Sohn! Er lebt!“ Ein lauter Freudenschrei,
Dann geht's hinaus in süßer Raserei.

Und jeden, den sie auf der Straße faßt,
Den spricht sie an und ruft in wilder Hast:

„Es lebt mein Sohn! Er kehrt aus heißer Schlacht!
„Ein Krieger hat die Kunde jetzt gebracht!“

Dann zu sich selbst: „Was weil' ich hier? Geschwind
Entgegen ihm, dem vielgeliebten Kind'!“

So rennt sie fort, und ihre Spur ist bald
Verschwunden in dem nahgelegnen Wald.

Doch manche Mutter steht und blickt ihr nach,
Und fühlt gewaltiger des Herzens Schlag.

Und eine Stunde ist noch kaum entflohn,
Da kommt die Mutter mit dem theuren Sohn.

Er lebt! Er lebt! Doch ach! Wie bleich, wie kalt
Ist dieses Kriegers herrliche Gestalt!

Die Kugel riß hinweg den linken Arm,
Und durch die Binde tropft das Blut noch warm.

So schwankt er her auf einer Eselin,
Ein Bauer steht ihm bei mit treuem Sinn.

Die Mutter aber blickt zur Erde jetzt,
Zum Himmel dann und auf den Sohn zuletzt;

Und weilt auf ihm mit unverwandtem Blick,
Und flucht und segnet wechselnd ihr Geschick.

X.

Die Rose unter Dornen.

Mitten unter den Verfolgern, die vergällten seine Stunden,
Lebte Jonathan, der Fromme, das gepreßte Herz voll Wunden.
Immer hatte er getrachtet, die Gerechtigkeit zu üben,
Nur die Wahrheit zu verbreiten, nie den Bruder zu betrüben.
Aber Alles fand er anders, wie er es gedacht im Herzen,
Denn er sah das Laster jubelnd, doch die Tugend tief in Schmerzen.
Ganz betrübt in seiner Seele sann er Diesem nach im Stillen,

Und er wollte fast verzweifeln an der Gottheit heil'-
gem Willen.
Voller Mißmuth ging er einstens hin und her in sei-
nem Garten;
Nicht die Früchte wollt' er sehen, nicht mehr seiner
Blumen warten.
Plötzlich, wie von unsichtbaren, sanften Händen festge-
halten,
Blieb er vor der Rose stehen, blickend auf ihr sinnend
Walten.
Als er lange sie betrachtet, sprach zu ihm der Geist
der Rose:
Geb' ich nicht in hoher Fülle, rings umhüllt mit wei-
chem Moose,
Leben diesem schönen Kelche und zugleich die süßen
Düfte,
Daß er sei ein Kelch des Dankes und erfülle rings
die Lüfte,
Daß er sei ein Weihrauchsopfer, welches alle Blumen
bringen
Ihm, dem Herrn, der uns geschaffen, dessen Lob wir
alle singen?
Und wo siehst du auf mich wachsen? Von den Dornen
rings umgeben,
Die mit ihren spitzen Stacheln wie zum Throne mich
erheben.
Doch sie stechen nie mich selber; Schutz nur gegen
böse Kräfte
Geben sie mir und verleihen meinem Leben frische
Säfte.

Also machen's deine Feinde! Und du solltest nicht besiegen
Eine kleine, schwache Rose und der Feinde Macht erliegen?
Also sprach die süße Rose. Und er horchte voll Entzücken;
Und zum Kelch ward seine Seele, um dem Vater auszudrücken
Seinen Dank für alle Feinde, die er weise ihm gegeben,
Theils zum Schutze gen Verderben, theils zur Nahrung seinem Streben.

XI.

Salli-Radschah.

1.

Liebe.

Durch das Thor zog Salli-Radschah
Heitern Sinn's nach seinem Garten,
Prächtig und geschmückt, im Glanze
Seiner königlichen Würde.

Und es folgt in dichten Schaaren
Ihm das Volk mit lautem Jubel,
Grüßten ihn mit trunk'nen Blicken,
Ihn, den Liebling ihres Herzens.

Fröhlich ritt er durch die Reihen
Auf dem reich geschmückten Zelter,
Und gewahrte in der Nähe
Einen Asoka in Blüte.

Rascher ritt er zu dem Baume
Und erblickte auf demselben
Dewih, eines Häuptlings Tochter,
Eines Häuptlings von den Tschandalls.

Auf den Baum war sie gestiegen,
Um sich Blumen abzupflücken;
Blumen kränzten ihre Locken,
Einen Zweig hielt ihre Rechte.

Durch die grünen Blätter glänzte
Die Gestalt des schönen Mädchens,
Wie der Blitz und wie der Vollmond,
Wenn er bricht durch das Gewölke.

Und es faßte heiße Liebe
Schnell die Ersten des Gefolges,
Und sie sprachen voller Sehnsucht
Also zu dem schönen Mädchen:

Holdes Mädchen, sag' wer bist du,
Und von wannen deine Herkunft?
Bist du eines Menschen Tochter
Oder einer Gottheit Sprosse?

Unter allen Menschenkindern,
Welche jemals wir gesehen,
Kann kein Weib, wie du, sich rühmen,
Solche Schönheit zu besitzen.

Schüchtern sprach das holde Mägdlein:
Herr, ich bin des Häuptlings Tochter
Von dem Dorfe Hallolife,
Und gehör' zur Tschandalls-Kaste.

Salli-Radschah, der dies höre,
Bat sie, schnell herab zu steigen,
Und das Auge voller Liebe
Sprach er so zur schönen Dewih:

Wer wird Perlen je verschmähen
Selbst im angehäuften Schutte?
Also darfst du mir gefallen,
Wenn auch von der Tschandalls-Kaste!

Und in seiner schönsten Sänfte
Ließ er sie zur Burg geleiten,
Nannte sie Asoka-Malla
Nach dem Baum, wo sie gefunden.

Aber in dem ganzen Reiche
War kein einzig Weib zu finden,
Das sich wohl vergleichen konnte
Mit Asoka-Malla's Reizen.

War sie in dem dunklen Saale,
Dann verbreitete ihr Körper
Einen Glorienschein, daß ringsum
Alles sanft davon erglänzte.

Oeffnete sie ihre Lippen,
Dann ergoß aus ihrem Munde
Sich ein süßer Duft, vergleichbar
Nur dem Duft der Mahanella.

Ihre kleinen, zarten Hände
Glichen stäts dem Elfenbeine,
Denn, was immer sie berührte,
Sie blieb unbefleckt von Allem.

Dieses reichbegabte Mädchen
Hatte einst im frühern Leben
Hart beschimpft die eig'ne Mutter,
Nannte sie: „des Tschandalls Tochter.“

Dafür mußte sie jetzt leiden,
Daß in eben dieser Kaste
Sie das Licht der Welt erblickte,
Um die alte Schuld zu sühnen.

Doch der guten Werke wegen,
Die sie in dem frühern Leben
In so reichem Maaß verrichtet,
Ward ihr solcher Schönheit Fülle.

Denn sie reinigte am Fuße
Eines Banianenbaumes
Andachtsvoll den Bomallowa,
Diesen Sitz der heil'gen Gottheit.

Und so ward die Gottheit gnädig,
Welche stäts den Menschenkindern
Streng vergilt die eig'nen Werke,
Sein es gute oder böse.

2.

Prüfung.

Lieblich glänzte in der Sänfte
Wie ein Stern Asoka-Malla,
Als sie an des Prinzen Seite
Hoffnungsvoll die Stadt erreichte.

Aber schnell lief durch die Straßen
Ein Gerücht, daß Salli-Radschah
Die Gemahlin sich genommen
Aus der niedern Tschandall's Kaste.

Das empört den alten König
Dutogam'ni und er schickte
Seine Dame zu dem Sohne,
Welche also sprach zum Prinzen:

Herr, dein Vater will Dir geben
Eine Gattin aus dem Blute
Hohen, königlichen Stammes
Oder auch aus den Braminen.

Du kannst Dich sofort vermählen
Und vom Volke krönen lassen;
Lange harrt es ungeduldig
Schon auf Deine Herrschertugend.

Doch zuvor mußt Du entsagen
Jener Dirne aus der Kaste
Nied'rer Tschandalls, daß kein Makel
Edles Königsblut besudle.

Salli-Radschah drauf entgegnet:
Was sind einer hoffnungsvollen
Mutter Mangos, wenn ihr lüstet
Nach den Aepfeln des Granatbaums?

Also würde keine Göttin,
Wie viel weniger ein irdisch
Weib mich je beglücken können; —
Sie allein füllt meine Seele!

Sag' dem König, meinem Vater,
Daß die Blumen sich erschließen
Nur der lebensvollen Sonne,
Aber nie dem Licht des Mondes.

Auffuhr von dem Thron der König,
Als er diese Antwort hörte.
„Geht und ruft mir die Braminen,
Welche sind die besten Seher!“

Rief's und die Braminen kamen,
Und der König sprach zu ihnen:
„O, ihr trefflichen Braminen,
„Hört die Bitte eures Königs!

„Gehet zu Asoka-Malla,
„Prüft, ob sie besitzt die Zeichen,
„Welche sind des Glückes Siegel,
„Daß wir wissen, was zu thun ist!“

Schnell begaben die Braminen
Jetzt sich zu Asoka-Malla,
Prüften sie mit scharfen Blicken,
Wie der König anbefohlen.

Aber Ehrfurcht und Erstaunen
Faßte schnell die weisen Seher;
Mehr als jemals sie bewundert,
Sahn sie in Asoka-Malla.

Alle vierundsechszig Zeichen
Von des Weibes hoher Schönheit
Und des Glückes goldnem Füllhorn
Fanden sie in ihr vereinigt.

Freudig eilten sie zum König,
Und beschrieben ihm das Mädchen:
„Herr, der Braut des Salli-Radschah
„Glänzt von Gold der ganze Körper."

„Ihre Augen, groß, durchsichtig,
„Gleichen zweien frischen Blättern
„Von der blauen Mahanella,
„Sanft geküßt vom Morgenrothe."

„Und die rosenfarb'nen Sohlen
„Ihrer zartgeformten Füße
„Gleichen zweien frischen Blättern
„Von der rothen Weiherblume."

„Ja, o König, einem Weibe,
„Das so herrlich ausgestattet,
„Deren Scheitel glänzt so lieblich
„Wie die bläuliche Umbrella;"

„Die so voll und wohlgerundet
„Hat die Hände und die Füße, —
„Dieser ist die Scrija-Kantah,
„Uns're Göttin, sicher gnädig!"

„So vom Himmel ausgerüstet,
„O, verdient sie es vor allen,
„Daß sie aus dem ganzen Reiche
„Sakkrai's erste Gattin werde!"

3.

Hochzeit.

Lauschend von dem goldnen Throne
War der König voll Erstaunen
Ob der wundervollen Kunde,
Welche ihm die Seher brachten.

Und es drängte ihn, zu sehen
Dieses übermenschlich Wesen,
Das mit ihrer Schönheit Fülle
Selbst die Seher so entzückte.

„Geh!" so sprach er zu dem Boten,
„Geh zum Prinzen Salli-Radschah,
„Sage ihm, ich würde mittags
„Ihn besuchen und sein Mädchen."

Gerne hörte dieses Salli,
Und er sprach zu der Geliebten:
„Liebes Weib, der König will noch
„Heute kommen, dich zu sehen."

„Lass' daher an Nichts es fehlen,
„Was sich schickt zu dem Empfange,
„Daß er so Dich würdig finde
„Seiner väterlichen Liebe."

Sprach es, und Asoka-Malla
Eilte schnell, um zu bereiten
Köstliches Getränk und Speisen,
Fische, Reis und süßen Kuchen.

Mittags kam der große König
Mit dem prächtigsten Gefolge.
Als er sah Asoka-Malla,
Stand er stumm ob solcher Schönheit.

Lange weidet er die Blicke
An dem reizbegabten Mädchen,
Während Salli voller Demuth
Trat zur Seite seines Vaters.

Endlich sprach der große König,
Seine Seele voll Entzücken:
„Bist Du jenes sel'ge Mädchen?"
Und sie sprach: „Mein Herr, ich bin es!"

Und bei diesen Worten strömte
Süßer Hauch aus ihrem Munde,
Wie der Duft der Mahanella,
Und erfüllte die Gemächer.

Auf den Thron, der prächtig strahlte
Unter blauem Baldachine,
Setzte jetzo sich der König,
Und begann das hohe Festmahl.

Und es bracht' Asoka-Malla
Ihm die Speisen und Getränke,
Die sie selber ihm bereitet,
Und bediente so ihn herrlich.

Als die Mahlzeit war zu Ende,
Da gereute es den König,
Daß er hatte rauben wollen
Solchen Schatz dem eig'nen Sohne.

„Komm heran, mein theurer Salli,
„Trete her auf diesen Haufen
„Aus dem reinsten, edlen Golde,
„Daß die Heirath ich vollziehe!"

Und es nahte Salli-Radschah,
Trat auf diesen Haufen Goldes,
Und der König führte dorthin
Auch die süße Braut des Sohnes.

Dann vollzog er die Gebräuche,
Welche heischte solche Hochzeit,
Und der König wie die Gäste
Freuten sich des schönen Paares.

Und der hohe Salli-Radschah,
Und die himmlisch schöne Gattin
Lebten in beglückter Ehe
Wie zwei Rosen eines Stammes.

XII.

Erich's Brautfahrt.

Held-Erich rüstet nochmals; es gilt den schönsten Strauß.
Nach Dänemark zur Brautfahrt zieht er mit Roller aus.
Sie ziehen frisch und muthvoll beim frühsten Tages-
schein,
Und was der Recken wollte, das war wahrhaftig nicht
klein.

In Dänemark, da herrschte auf seiner Väter Thron
Frotho, der Heldenkönig, des tapfern Oskar Sohn.
Er schwang das Scepter mächtig im Frieden und im
Krieg;
Sein Richterspruch war Friede, sein Schlachtenruf immer
Sieg.

An seinem Hofe lebte, des Landes schönste Zier,
Gunwake seine Schwester, so mild wie Freia schier.
Sie glich der ersten Blume im holden Frühlingsstrahl,
Ihr blaues Auge machte den Recken minnige Qual.

Die wollte Erich freien, Norwegens großer Held;
So hatte er's beschlossen, so es bei sich bestellt.
Ob kriegten beide Reiche so blutig manches Jahr,
Held Erich will es wagen, er kennt ja keine Gefahr.

Und eh' er angekommen in Frotho's starkem Reich,
Hat er und auch sein Bruder geführt schon manchen
Streich.
Sie haben sich gesäubert die weite Heldenbahn,
Bis sie nach viel Gefahren Dänemarks Küste sahn.

Kaum sind sie angelandet, kommt Nachricht auch zum
Thron,
Und König Frotho sendet den Grepp mit scharfem Ton:
Frag', was die Recken wollen von grimmer Feinde
Strand,
Doch habe, wie dein König, schnell Wort und Schwerdt-
schlag zur Hand!

Der eilte von dem König geschwind zum Meeresbord,
Und frug die beiden Helden mit stolzem, grobem Wort.
Doch wie er hat gerufen hochmüthig grob ins Holz,
Ward ihm zurückgerufen von Erich trotzig und stolz.

Und Erich sprach noch weiter: Weißt du, mein Ritters-
mann,
Was ich dem König alles von dir erzählen kann?
Wie würde der auffahren in seinem Heldensinn,
Erführ' er, daß du hebest den Blick zur edlen Königin!

Als dieses Grepp vernommen, erbleichte er sofort;
Es hat ihn nichts getroffen, als wie ihn traf dieß Wort.
Er eilte zu dem König und schwur in Zornesglut,
Daß er sich wolle rächen an Erichs siedendem Blut.

Doch mied er wohl zu sagen, was ihn so aufgebracht.
Sein Leben zu erhalten, war Grepp allein bedacht.
Er kannte seinen König. Der hätte mit dem Schwerdt
Gestraft den frechen Buhlen und so gereinigt den Heerd.

Der König ließ nun kommen die Recken nach dem Schloß;
Sie gingen stolzen Schrittes, in Freud' und Leid Genoß.
Doch Erich nahm zuvörderst ein saub'res Stückchen Eis,
Und wickelt's in ein Tüchlein, das wie der frische
Schnee so weiß.

Es war ein harter Winter, und auf dem Königsheerd
Ein lustig Feuer brannte; drum saßen treubewährt
Die Ritter mit dem König und waren wohlgemuth,
Und freuten mit Behagen sich an der prasselnden Glut.

Und Erich trat zur Halle, woselbst der König saß,
Und schnell mit schlauen Blicken er rings die Ritter maß.
Da stand von seinem Sitze Colo, der Treue, auf,
Der die Geschenke wahrte, und sprach zum Erich darauf:

Was hast du für Geschenke aus tapfrer Feinde Land
Dem großen Heldenkönig gebracht zum Unterpfand?
Gieb, daß wir dich empfangen als unsern theuren Gast,
Und du dich kannst erlaben nach soviel Mühen und Last!

Als Colo so gesprochen, that Erich nach Geheiß,
Und zog mit hoher Miene hervor das Stückchen Eis,

Und wickelt' es sorgfältig, als wär' es edles Gold,
Aus seinem weißen Tuche, worin er's listig gerollt.

Dann reicht' er's überm Feuer dem treuen Colo dar,
Der voller Ernst und Würde des Amts gewärtig war.
Doch überm hellen Feuer, wie war es da so heiß!
Wie schmolz ihm untern Händen so schnell das glitzernde
Eis!

Als das die andern sahen, geriethen sie in Wuth;
Es dünkte ihnen allen das Eis ein kostbar Gut,
Um das durch sein Verschulden Colo den Thron gebracht.
Er mußte hart es büßen in des Todes schauriger Nacht.

Drauf ließ den Erich kommen Frotho vor seinen Sitz,
Und frug den kühnen Recken, der voller Kraft und Witz,
Warum wohl Grepp so zürne auf ihn mit solcher Wuth,
Daß er sich wolle rächen an seinem siedenden Blut.

Als Grepp die Frage hörte, da zittert er am Leib.
Die Frage war ihm wahrlich kein lustig Zeitvertreib.
Er fürchtete, daß Erich mit seinem kühnen Mund
Dem König Frotho thue in Wahrheit Jegliches kund.

Doch Erich schnell entgegnet, so furchtlos wie er war:
Daß Grepp so sehr mir zürnet, das kümmert mich kein Haar,
Drum will ich frei Dir sagen, was ihn in Wuth gesetzt,
Weßhalb er gern in Stücken, mir die Glieder zerfetzt.

Ich hab' ihm vorgeworfen den schändlichsten Verrath;
Denn wisse es, o König, er sinnt auf böse That.
Es hat ihm längst gelüstet in frevelhaftem Sinn
Nach Deiner schönen Gattin, der vielgeliebten Königin!

Als Grepp die Worte hörte, sprang er empor vom Sitz,
Und flog behend gen Erich, wie zuckt der rasche Blitz;
Die Freude wollt' er haben in seinen Untergang
Den Tapferen zu reißen, deß' Wort so tödtlich ihm klang.

Doch Roller stand zur Seite, der herrliche Genoß;
Er sah, wie Grepp so schrecklich auf seinen Bruder schoß;
Schnell riß er aus der Scheide sein gutes Heldenschwerdt,
Das traf den Grepp so wuchtig, der sank verblutend am Heerd.

Das Alles sah der König mit seinem ganzen Rath;
Er konnte nicht verdammen des Roller kühne That.
Er sprach: Der hat gehandelt, wie es die Noth gebot,
Drum will ich ihn nicht strafen ob Grepps gewaltsamen Tod.

Dann sprach er zu den Brüdern: O, seid auf eurer Hut!
Des schönsten Sieges Freude ist oft ein kurzes Gut!
Schon manchen tapfern Sieger ergriff des Unglücks Last,
Drum seid in eurem Siege auf Unglück immer gefaßt!

Und Erich schnell entgegnet mit kühner Heldenbrust:
Der Mann, o edler König, der sich des Rechts bewußt,
Verdient nicht, daß man schelte ihn von des Königs Thron;
Gerechtigkeit ist immer der Herrscher göttlichster Lohn!

Er wollte weiter reden; da knirschten sie vor Wuth
Die Brüder des Erschlag'nen und schrien nach Mord und Blut;
Sie schwuren grimmig schäumend, zu rächen ihn sofort
An allen Mannen Erichs, so wahr ihr ritterlich Wort.

Es sei denn, daß er selber mit zehn aus seiner Schaar,
Den Tapfersten und Besten, sich böt' zum Kampfe dar,
Und so mit ihnen kämpfe auf Leben oder Tod,
Bis daß der Plan sich färbe vom Blut der Kämpfenden roth.

Das Letzte wählte Erich und sprach zum König dann:
Gieb mir drei Tage Aufschub, daß ich mich rüsten kann,
Und laß' in deiner Großmuth die Haut von einem Stier,
Der eben ist geschlachtet, als Gastgeschenk reichen mir.

Der König hat's bewilligt, und Erich nahm die Haut,
Und machte daraus Schuhe, wie man sie sonst nicht schaut,
Für sich und die Genossen; nach unten ward gekehrt
Das Rauhe und die Haare mit feinem Harz stark beschwert.

So konnten fest sie stehen selbst auf der glattsten Bahn,
Und Erich ging nun weiter in seinem schlauen Plan.
Er sprach zum König Frotho: Ich bin es nicht gewohnt,
Auf festem Plan zu kämpfen; mir würde schlecht da gelohnt.

Drum laß uns lieber streiten auf dem gefrornen Meer,
Dort will ich sie erwarten und wär's ein ganzes Heer.
Der König war's zufrieden, die Feinde stimmten bei,
Sie wähnten, daß der Recken so gut schon als erschlagen sei.

Inzwischen speiste Erich vergnügt im Königssaal.
Der König liebt sein Wesen und seine List zumal.
Gunware reicht dem Helden die Schaale voller Wein,
Und wie sie reicht die Schaale, sieht sie erröthend darein.

Das merkt der Degen Erich und nutzt den Vortheil schlau;
Er faßte mit der Schaale die Hand der schönen Frau,
Und sprach zum König: Willst du gewähren deinem Gast
Was ich, o König, jetzo mit der Rechten gefaßt?

Der König, der nichts Andres in seinem Herzen sann,
Als daß die schöne Schaale gemeint der schlaue Mann,
Bewilligt's ihm mit Lächeln, und Erich voller Lust
Will gleich die Theure pressen an seine klopfende Brust.

Sie war ihm ja gegeben mit dem Gefäß zugleich.
Jedoch dem König Frotha mißfiel der schlaue Streich.
Er sprühte wilde Blitze als wollt' er Erichs Tod,
Und rief mit lauter Stimme, vor Zorne wüthend und roth:

Bei uns ist's alte Sitte, daß man Jungfrauen ehrt;
Dein freches Minnen, Erich, hat sattsam mich gelehrt,
Daß Du der Klügsten keiner noch auch der Edlen bist;
Des Königs Frotho Schwester gewinnt nicht schamlose List.

Doch Erich nahm ganz ruhig ein Messer, das er fand,
Und wollte gleich abschneiden Gunwaren's schöne Hand,
Wobei er voller Schlauheit zum König Frotho sprach:
Wenn ich ja mehr genommen, als in der edlen Schenkung lag,

Und wenn ich das Geschenkte nicht ganz behalten soll;
So wirst Du doch den Theil, den Du mir gnadenvoll
Aufrichtig hast gegeben, dem werthen Gaste nicht
Versagen nnd verletzen des Wortes heilige Pflicht.

Der König hörte dieses, ihn band sein hohes Wort,
Drum ließ er seine Schwester dem schlauen Mann sofort.
Doch auch zur selben Stunde hat er den Plan erwählt,
Den Erich wegzuräumen, eh' er an ihn sie vermählt.

Jetzt ging es zu dem Kampfe auf dem gefrornen Meer.
Wie standen da die Helden im Waffenglanz so hehr!
Wie standen Erichs Mannen so fest wie hingepflanzt!
Wie ward mit blanken Degen gespielt und wacker ge-
tanzt!

Wie wurden Erichs Feinde vom Kampfesschweiß so roth
Bis sie ermattet sanken in den dunklen Tod!
Es fiel auch mancher Krieger von Frotho's tapfrer
Schaar,
Doch unverletzt blieb Erich, sie krümmten ihm nicht ein
Haar!

Er ging zurück zur Halle, wo wüthend Frotho saß,
Ergrimmt, daß Erich's Klinge die tapfern Krieger fraß.
Er wollte ihn verderben zusammt mit dem Gefolg,
Und warf in wildem Zorne nach ihm den blitzenden Dolch.

Gunware, welche merkte, worauf der Bruder sann,
Gab schnell mit einem Winke Nachricht dem theuren
Mann.
Und wie das Eisen schwirrte, Erich geschickt sich bog,
Daß in die Wand die Spitze bis tief zum gold'nen
Griffe flog.

Dann hob er sich behende und zog den Dolch heraus,
Und sprach gebückt zum König, der saß voll Grimm
und Graus:

Will man Geschenke machen dem vielgeliebten Gast,
So pflegt man sie zu reichen, doch nicht zu werfen in Hast.

Ich würde doppelt schätzen den Dolch so schön und werth,
Wenn Du mir auch die Scheide huldreichst dazu verehrt.
So sprach der schlaue Erich und stand voll Sanftmuth dar,
Erfreut, daß ihn Gunware geschützt vor Lebensgefahr.

Und König Frotho schämte sich seiner raschen That,
Mit Freundlichkeit er selber dem tapfern Recken naht,
Und reicht ihm zu dem Dolche die schöne Scheide dar,
Die reich an Edelsteinen von gediegnem Golde war.

Doch als die Nacht gekommen, ging Gunwar' geschwind,
Und weckte ihren Erich und sprach, ihm treugesinnt:
Es ist der Zorn des Königs auf's Neue stark entbrannt,
Und Tod droht Dir und Deinen von seiner mächtigen Hand.

Er hat es laut geschworen, und was der König schwört,
Das hat er Macht zu halten, da ihm das Reich gehört.
Drum fliehe, theurer Erich, entfliehe seinem Zorn!
Gunware, die Dich liebet, sei auf der Flucht Dir ein Sporn.

Da sprang von seinem Lager sofort der tapfre Held,
Und leise wurde alles zur schnellsten Flucht bestellt.
Hin ging er dann zum Meere, Gunware mit ihm ging,
Die ihren theuren Helden mit treuer Liebe umfing.

Es lag des Königs Flotte am hohen Meeresstrand,
Und Erich nahm behende sein starkes Schwert zur Hand,
Und machte in den Schiffen ganz heimlich manchen Spalt,
Fuhr ab dann auf dem seinen mit den Genossen alsbald.

Kaum hörte König Frotho von Erichs schneller Flucht,
So eilte er gerüstet hinab zur Meeresbucht,
Bestieg die schnellen Schiffe und flog zur hohen See,
Doch eh' er sie gewonnen, erfaßt ihn heilloses Weh.

Es dringt in seine Schiffe das Wasser mächtig ein;
Die fangen an zu sinken und alle Krieger schrein.
Sie suchen sich zu retten, doch spült sie weg die Flut
Zur grausen Meerestiefe, wo mancher Krieger geruht.

Der König selber stürzte mit voller Rüstung sich
Vom Schiffe in die Wogen und kämpfte ritterlich
Gen hohe Meereswellen; die stürzten über ihn,
Um ihn zu dreien Malen ins Reich des Todes zu ziehn.

Als so die Helden sahen den König in der Noth,
Da sprangen sie zu Hülfe aus ihrem sichern Boot;
Und Erich faßt' den König beim Haar mit starker Hand,
Und zog ihn kräftig schwimmend schnell an das sichere Land.

Als Frotho sich erholte vom ersten großen Schreck,
Da fing er an zu klagen: Ich, der als Sieger keck
Stäts zu dem Feind getreten, verlor die Freiheit jetzt,
Ach! Hätten tapfre Feinde den Tod mir eher versetzt!

Drum höre, edler Erich, erhebe jetzt Dein Schwerdt,
Und nehme mir das Leben, das ganz und gar entehrt.
Ich kann es nicht mehr tragen, da mich der Freie haßt,
So nehme, tapfrer Erich, hinweg die drückende Last!

Doch willst Du selbst nicht heben die Hand zu meinem Tod,
Der ich in wildem Zorne so oft Dich selbst bedroht,
So laß' mich selber stürzen jetzt in mein eig'nes Schwerdt,
Wohl bin ich solcher Gnade von Dir dem Tapferen
werth.

Da sprach der edle Erich: Das soll fürwahr nicht sein!
Du hast ja nichts verloren, die Freiheit ist ja Dein!
Wir haben nur gerettet Dein Leben, das bedroht,
Und haben nur gehandelt, wie Ritterpflicht uns gebot.

Und Erich sprach dann weiter: Und sollt' es Dich gereun,
Was Du mir gabst, o König, Du mich als Schwager
scheun,
So will ich gleich entsagen der schönen, süßen Braut,
Damit dein Auge künftig nicht mehr gleich Sturm-
wolken schaut.

Zudem sollst Du auch wissen, daß Du wohl keinen hast,
Der's treuer mit Dir meinte, als ich Dein alter Gast.
Das will ich Dir beweisen! Ich bin zu jeder Zeit,
Zu opfern Blut und Leben, für Dich, o König, bereit.

Das waren süße Worte für König Frotho's Ohr;
Er ward erquickt und fröhlich, so wie er's war zuvor;
Er fühlte sich entzündet von Freundschaft durch und
durch,
Und ließ den Erich kommen auf seine prächtige Burg.

Dort mußten sich versammeln die Vornehmsten im Saal,
Und Frotho lud sie alle zum reichbesetzten Mahl.
Da aßen sie und tranken, wie's männiglich bewußt,
Und scherzten viel und sangen dazu in heiterer Lust.

Als nun das Mahl geendet, hielt König Frotho Wort,
Und Erich und Gunware vermählte er sofort,
Und daß der Recken bleibe fortan in seinem Land,
Hat er ihn gleich zum Feldherrn in seinem Kriegsheer
ernannt.

D.

Gasele.

Aus dem dunsterfüllten Saale fliehe ich zu euch, Camoenen,
Von des eitlen Mannes Poltern zu den lieblich klaren Tönen.
O! An sein so seichtes Wesen, das nur sich will gelten lassen,
Kann ich, nach der Wahrheit ringend, nimmer meinen Geist gewöhnen!
Hat er auch durch Scheinbeweise, durch den großen Wust des Wissens
Ueber manche obgesieget, werde ich ihm doch nicht fröhnen.
Mich erbittert's, seh' ich Männer, die beim Volk im Rufe stehen,
Aus der Sucht nach Glanz und Ehren jedes fremde Gute höhnen.
Schmerzen muß es, wenn selbst da noch eitle Streitsucht soll regieren,
Wo gequält von schweren Leiden unsre armen Brüder stöhnen.

Hassen könnt' ich solche Männer, könnte sie Verruchte schelten,
Winktet ihr nicht, holde Musen, meinen Eifer zu versöhnen.
Treten darf ich in den Tempel, wo ihr strahlt mit heitrer Stirne,
Wo die lieblichsten Gestalten unsern Lebenstraum verschönen.
Und es quillt die tiefste Wahrheit aus der Worte vollstem Wohllaut,
Und es blühen ewig Kränze, um die Würdigen zu krönen.

E.

Epigrammatisches.

Ich lerne ja täglich und freue mich,
Und weil ich mich freue, so lerne ich;
Denn Lust und Erkennen, die sind nur eins,
Entbehrst du des Einen, so hast du Keins.

Wirke nur immer und strebe mit Geist und entschiedener Thatkraft!
Was du dem Einen nicht warst, wirst du dem Andern gewiß.

An einen Charlatan.

Halte Barbar! Was greifst du mit frevelnder Hand in die Tiefen,
Die du mit forschendem Blick nimmer erspäht und erkannt?
Wüßtest du, wie sich das Ganze bewegt in rhythmischem Takte,

Wie sich Mittel und Zweck einen in jedem Organ,
Wie von dem leisesten Rucke das zarte Gebäude dahinstürzt; —
Wahrlich! Du ließest wohl ab von dem gefährlichen Spiel!

Willst du dich in deiner Kraft erfassen,
Darfst du nicht vom Vaterlande lassen!
Wo der Baum die Wurzel hat geschlagen,
Muß er blühen, muß er Früchte tragen.

Die schönste Zeit der jugendfrischen Fülle,
Die weihe nur der reinen, edlen Glut!
So wahrst du dir des Lebens höchstes Gut —
Den Götterfunken in der Menschheit Hülle.

Soll gedeihn die Himmelspflanze,
Muß sie aus dem Herzen blühn;
Alle Tugenden nur glühn
Dort in ihrem wahren Glanze.

So mächtig rollt der volle Strom der Zeit,
Und tausend Perlen funkeln auf dem Grunde.
Die schönste nehm' ich, und sie sei geweiht
Dem Angedenken dieser schönen Stunde!

Wenn du dein Gefühl vernichtet,
Hast du selber dich gerichtet.
Klage nicht, wenn dann die Welt
Ueber dich zusammenfällt.

Du schließest auf der Freuden Thor
Mit lieblichem Gesang;
Drum frisch mit deinem Lied hervor
Von wundersüßem Klang!

Horchest du auf das Geflüster,
Das aus allen Ecken bricht,
Wird dein Geist bald dumpf und düster
Und verträgt nicht Luft noch Licht.

Blicke nur mit stolzen Mienen
Auf dein hohes Meisterstück.
Zwerg und Elfe mögen dienen, —
Doch der Genius weicht zurück.

Durch Aeonen strömt die Erkenntniß, immer
Wachsend in der heiligen Glut und schenkt ein
Ew'ges Morgenroth dem Gefühle, welches
Wahr wie sie selbst ist.

E. M. Arndt.

I.

Frühlingsball.

Rosenschimmer streift den Osten
Und der junge Tag wird wach,
Lerchen klingen auf zum Himmel
Und der Finke schlägt den Schlag,
Und der grüne Mai mit Kränzen
Wie ein sieggekrönter Held
Schreitet Blüthenflocken schüttelnd
Lustig hin durch Au und Feld.

All Natur will sich verjüngen,
All Natur hält Hochzeitball,
Millionen Musikanten
Spielen auf mit hellem Schall,
Und des Jahres Wonnereigen
Tanzt um Hütte und Pallast
Und entzückte Stimmen girren
Liebesglück von Halm und Ast.

Und auch mir im alten Herzen
Zwitschert's laut und überlaut:
Mußt du fern vom Spiele stehen,
Spiel von Bräutigam und Braut?
Mußt du Lust nach Jahren messen?
Dummes Maaß! und nicht von Gott!
Auf und pfeife grauer Narrheit,
Grauer Narrenweisheit Spott!

Komm denn, süßer Mai, und kränze
Mich mit jüngstem Blüthenkranz!
Komm denn, Nachtigall, und spiele
Hell mir auf zum Frühlingstanz!
Sollt' ich gleich den Würmern messen?
Dieses Maaß ist nicht von Gott;
Blum' und Wurm hat beßre Weisheit,
Spricht den Narren Spei und Spott.

Blumenweisheit, Wurmesweisheit:
Lebe ganz, du lebest kurz;
Läng'res klingt dir, Mensch, entgegen
Aus dem Zeitenwogensturz:
Und du wolltest feiges Herzens
Grämlich vor der Freude stehn,
Du, dem aus den höchsten Höhen
Hauche ew'gen Lebens weh'n?

Du, der Sonnenfernen schauet,
Der mit Sonnenmaaßen mißt,
Schneller als des Lichtes Flügel
An der Welten Enden ist,
Wolltest greisig dich gebärden,
Weil den Scheitel Schnee bedeckt,
Würdest von der grünen Freude
Durch die Narren weggeschreckt?

Nein! Frisch, muthig in den Reigen,
In die Weltenlust hinein!
Blum' und Wurm und Mensch und Seraph,
Diese Lust soll unser sein!
Drum spielt auf, ihr Musikanten,
Lerche, Fink' und Nachtigall!
Spielet auf! der junge Frühling
Tanzet heute Hochzeitball.

II.

Dem Königlich Preußischen Geheimen Medicinalrath,
Direktor des Irrenhauses zu Siegburg,

Herrn

Dr. Max Jacobi,

an dem fünfzigsten Ehren- und Jubel-Tage seiner wissenschaftlichen Würde,

den 21. des Lenzmonds des Jahrs 1847.

Es werde Licht! so flog der Klang
Durch die Unendlichkeit der Fernen,
Der erste Seraph sang der Welten Urgesang,
Das höchste Wonnelied auf Erden und auf Sternen.

Doch Nacht und Nichts sie ruhen nicht,
Sie grollen stumm dem Weltenmeister,
Und schießen tückisch Schatten durch das heitre Licht
Und gießen düstern Wahn ins junge Glück der Geister.

Und all die süße Funkelung,
Die Gottesseligkeit der Herzen
Wird oft des tiefsten Jammergrau'ns Verdunkelung,
Durchzuckt von Nacht und Nichts mit wirren Höllenschmerzen.

Drum Heil der hochgeweihten Kunst,
Drum Heil dem milden tapfern Meister,
Dem Gott und Kunst gelehrt, den schwarzen Wolkendunst
Hinwegzujagen rings vom Sonnenschein der Geister!

Dem Gott gelehrt, die Satansnacht
Zurückzutreiben in die Höhlen
Der Hölle und mit Licht und heller Lichtesmacht,
Mit Lieb' und Liebesmacht zu füllen irre Seelen.

Dir gilt's heut, Waffenmann des Lichts!
Licht sei uns Losung heut und Zeichen!
Die heitre Majestät des Menschenangesichts!
Dem Licht soll Nacht und Nichts und Höll und Teufel weichen!

Dir gilt's! o trage lange noch
Des Lichtes schöne Sonnenwaffen,
Zu heben, was das düstre Unglück niederbog,
Zu lichten, was der Herr für Licht und Luft geschaffen!

J. Kreuser.

I.

Der Dichter.

Es fallen in heller Winternacht
Sternschnuppen aus Himmels-Bläue,
Erlöschen, und keiner hat ihrer Acht,
Wer just aus dem Schlafe nicht auferwacht,
Doch achtet auch keiner der Faller Pracht,
Sie fallen doch ohne Reue.

Es leuchten im grünen Waldesgrund
Johanniswürmchen so helle,
Behangen die Gräser mit Leuchten bunt,
Und naht auch kein Waller zu nächtiger Stund,
Es kümmert sie wenig Bewundrung und Fund,
Sie sterben und leuchten zur Stelle.

Es blühen die Blumen im fernen Thal
An würzigen Steinen und Klüften,
Und kommt nicht ein irrender Pilger einmal
Verschlagen vom Weg in den Blütensaal,
Es macht den Blumen doch keine Qual,
Sie werden doch blühen und düften.

Es strömt in die Nacht die Nachtigall
Ihr Lied aus begeisterter Kehle,
Und höret auch Keiner des Liedes Schall,
Der Töne Wirbeln und Steigen und Fall;
Doch singet sie sich und dem Wiederhall,
Denn Singen ist ihre Seele.

Der fallende Stern, Leuchtwürmchen zugleich,
Die Blüte, die Nachtigallkehle,
Das ist der Dichter in seinem Bereich,
Und achtet auch Keiner auf seinen Steig,
Doch singt er sich selbst bald froh, bald weich;
Denn Singen ist seine Seele.

II.

Die Vorzeit.

Die Vorzeit schickt der Zukunft Boten,
Nur schauet sie nicht Jedermann.
Denn Sonntagskinder sehn nur Todten,
Und sehn sie ohne Bangen an.

Die Vorzeit schickt noch jetzt die Boten,
Nur höret sie nicht Jedermann.
Denn gäb' es Ohren für die Todten,
Viel tolles Zeug blieb ungethan.

III.

Der Gradmacher.

Indische Legende.

Es war einmal ein frommer Mann
Im alten guten Hindostan,
Ein Büßer, der selbst Göttermacht
Durch Beten zwingt und stutzig macht.
Der stieg einst in den Fluß hinein,
Und wusch nach dem Gesetz sich rein,
Daß jedes Glied und jedes Haar
So rein wie sein Gedanke war.
Doch als er aus dem Flusse steigt,
Sein einzig Kleid sich nicht mehr zeigt.
Denn wo das Ufer schief gedämmt,
Hatt' es die Welle fortgeschwemmt,
Und trieb es nun die Kreuz und Quer
Durch Fuhrt und Wirbel fort zum Meer.
Der Büßer zog ein schief Gesicht,
Doch gar zu sehr betrübt's ihn nicht.
Zur Stromesmitte schnell zurück
Schwimmt er nach seinem Kleidungsstück.
Doch als er's nicht erspähen kann,
Schärft seinen Blick der heil'ge Mann,
Und zwingt durch seiner Augen Kraft
Leicht, wie ein Held des Halmes Schaft,

Daß schnurgerad der Indusfluß
In seinem Bett da laufen muß.
Und wahrlich wie der fromme Mann
Gewollt, so that der Fluß fortan.
Der Büßer sah, obgleich sehr weit,
Sein weggeschwemmtes einz'ges Kleid.
Ach guter, braver, frommer Mann,
Nur leider fern in Hindostan!
Zu reisen hast du wohl nicht Lust,
Zumal zu uns, vom Nord beruß't;
Doch wolltest du nicht Ein, Zwei, Drei'n
Ein grademachend Auge leihn?
Denn Gott im Himmel der erklär's,
Und unser Tollhaus hier bewähr's,
Wohin sie nur das Auge drehn,
Und sehen oder auch nicht sehn,
Wird gleich das Grade schief und krumm
Und läuft im Zickzack toll herum.
Und doch wär's grad in dieser Zeit
Sowohl nothwendig als gescheidt,
Die Kunst, die schwere, zu verstehn,
Das Grad' und Krumme grad zu sehn.

IV.

Eberhard von Eberstein.

Graf Eberhard von Eberstein
Der war ein wackrer Graf,
Schlicht, bieder gegen Groß' und Klein,
In Streit und Frieden brav.
Sein Sinn war fest wie seine Burg
Und wacker Schwert und Axt,
Die Burg ein Felsblock an der Murg,
Von Felsen wohl verwahrt.

Und kennen möcht' ich wohl den Mann
Von solcher Kraftgewalt,
Daß er sie beide brechen kann
Den Sinn und den Basalt.
Drum kümmert's auch den Grafen nicht,
Wie König Otto schmollt,
Schon viele Monde fehdend ficht,
Weil schwer er auf ihn grollt.

Sei's König oder sei es Knecht,
Ich trau' auf Gott und mich,
Wer Mann ist, kämpfet für sein Recht
Und in dem Recht bin ich.
Und seinem Worte glich sein Schwert,
Es räumte wo es traf,
Und wem es um die Ohren fährt,
Sehnt sich nicht mehr nach Schlaf.

Das hielt mit grimmigem Gemüth
Herr Otto nicht mehr aus;
Doch ob er Feur und Flammen sprüht,
Abziehn muß er vom Straus.
Der Ehre wenig, viel der Noth,
Und dann schandvolle Flucht,
Die besten seiner Helden todt,
Das war der Fehde Frucht.

Das wurmt' am Herzen ihm und fraß
Ihm Schlaf und Lebenslust,
Daß er anitzt in Speier saß
Und schmälich fliehn gemußt.
Doch denkt er: fruchtet nicht Gewalt,
Dann hilft vielleicht mir List;
Denn nimmer ruh' ich noch sobald,
Bis mein der Felsen ist.

Er sendet Boten durch die Gaun:
Herbei zum Festturnier
Nach Spei'r, ihr holden Ritterfraun
Und guten Ritter ihr!
Des Königs Schwester giebt den Dank,
Schön Hedwig jung und zart,
Drum Ritter, Schwabe, Sachs' und Frank,
Macht schnell euch auf die Fahrt.

Der Ebersteiner auch vertraut
Des Königs Friedenswort,
Und ehe noch der Abend graut,
Ist er in Speir sofort.
Wie tummelt er sein gutes Roß,
Wie flink er ficht und sticht!
Die Lanze scheint ein Blitzgeschoß,
Das Schwert ein Strahl aus Licht.

Da priesen ihn die holden Fraun
Als Preis des Ritterthums,
Nicht müde, stets ihn anzuschaun
Nicht müde seines Ruhms.
Schön Hedwig reicht' ihm auch den Preis;
Doch als sie süß ihn bot,
Ward ihr so kalt, ward ihr so heiß,
Ward sie so bleich, so roth.

Und nach dem lustigen Turnei
Erschollen die Schalmein.
Wie fehlte Eberhard hiebei
Bei solchem frohen Reih'n?
Wie flink vorher mit Lanz' und Schwert
Er tanzt' auf Ritterbahn,
So tanzt' er jetzo lustverklärt
Auf blum'gem Wiesenplan.

Indeß der König sann Verrath,
Ging grollend an den Rhein,
Und sandte auf geheimem Pfad
Sein Heer gen Eberstein.
Doch Hedwig hatt' es leicht geahnt;
Denn Liebe blicket scharf.
Thun muß sie, wie's sie innen mahnt,
Darf sie, ob sie nicht darf.

Sie flüstert dem Geliebten zu:
Auf, Ebersteiner, fleuch!
Mir schwant, der König zog im Nu
Rheinüber mit dem Zeug.
Mag mit dir Gottes Engel sein!
Fleuch, denn mir ist zu Muth,
Als tanztest du um Eberstein,
Um Leben, Ehr' und Gut.

Der Ritter lächelt ruhig mild:
Was ist mir alles Gut!
Du zagst um mich, Du Himmelsbild!
Wie das so himmlisch thut!
Als wenn ein Engel, ist mir schier,
Mich zu sich kommen hieß,
Mir ist, Geliebt', als schwebten wir
Schon beid' in's Paradies.

Und selig tanzte fort das Paar
Bis nahe Mitternacht.
Wie bitter da das Scheiden war,
Wie süß das gute Nacht!
Doch Eberhard wirft sich zu Roß,
Und trabt als wie im Flug,
Vor Morgen ist er schon im Schloß,
Und führet schon den Zug.

Die Sonne sah schon hell ins Land
Bis an den lieben Rhein,
Da kam der König angerannt
Im Wahn, die Burg sei sein.
Er zog hinan mit Mann und Roß
Bis an's verschloßne Thor:
Geöffnet, rief er, Thor und Schloß,
Sonst leg' ich Feuer vor.

Und wie befohlen, so geschah,
Die Flügel sprangen auf;
Doch stand der Ebersteiner da
Mit seinem Ritterhauf.
Herr Otto hatte da nicht mehr
Zum Staunen gute Zeit.
Wie Blitze ging es drüber her,
Die Burg ward bald befreit.

Er wußte nicht, wie es geschehn,
Wie Zucken, Wetterstrahl,
Herr Otto sah sich unten stehn
Mit seinem Heer im Thal,
Und oben stand der Eberstein
Mit heiterem Gesicht:
Herr König, wollt Ihr Jäger sein?
So fängt man Eber nicht.

Doch kenn' ich eine Jägerinn,
Das sag' ich ohne Scheu'n,
Die bändigt nicht nur Ebersinn,
Nein, selber wilde Leun.
Drum habt Ihr mich so fangens Lust,
So holet sie herbei,
Und Hab' und Burg und Herz und Brust
Biet' ich Euch gern und frei.

Herr Otto hört' es voller Scham
Und dachte seiner Schmach,
Und weil er hinterlistig kam,
So gab er offen nach.
Geschlichtet ward der böse Streit,
Man gab das deutsche Wort.
Ein Handschlag voller Herzlichkeit,
Des Königs Groll war fort.

Und auf dem schönen Eberstein
Freut' Hedwig erst sich recht.
Ihr Eber ward ein Lämmelein
Und herrlich ihr Geschlecht,
Das wirkte lang für Land und Reich,
Und war — doch kurz und gut,
Es war den braven Eltern gleich
Und redlich deutsches Blut.

V.

Ungrische Sage.

Es wandert der Wächter allzeit durchs Land,
Es krähet der Hahn zum Morgen.
Es warnen die Geister, ist unbekannt
Die Stimm' auch oft und verborgen.
Drum wachet und horchet und seid bereit,
Zu vernehmen die Geisterstimme der Zeit;
Es ist nur eignes Verschulden,
Der Versäumniß Strafe zu dulden.

Schwarz über dem Osten Gewölke lag,
Als könnt' es nimmer sich lichten,
Und über Mohacz schwarz tagte der Tag,
Um über Ungarn zu richten.
Sankt Stephan schütze und Gottes Hand,
Dich schönes, freies Husarenland!
Heut gilt es Schmach oder Ehren,
Tod oder wie Helden sich wehren.

Allah, schon rüstet sich Soliman
Schon wappnen die Janitscharen;
Doch gehn auch die Ungern schon wacker dran,
Ihr Land und die Ehre zu wahren.
Und ist auch gegen der Türken Reihn
Das Häuflein trutziger Ungern klein,
So hat doch die Welt es erfahren,
Daß Alle da Helden waren.

Schon regt sich das Lager und schmettert das Horn,
Da sprenget heran ein Reiter
Gar seltsam zu schauen von hinten und vorn,
Fast so wie ein Geist, ein gefeiter;
Dünn, riesig über den Menschen hinaus
Sprengt er und mit ihm Bangen und Graus,
Gelb brennt in den Augen ein Feuer,
Dabei ist keinem geheuer.

Auf, wache! so rief er an Ludwigs Zelt,
Der Warner reitet die Runde.
Die Stephansklinge heraus, du Held!
Heil schlägt sie neben der Wunde.
Der König hörte der Stimme Klang,
Die unbehaglich ins Ohr ihm drang,
Und zürnend im tollen Grimme
Verwünscht' er die warnende Stimme.

Doch seinen Kämmerer sandt' er hinaus,
Zu hören des Ritters Worte:
Der sah wie der König so prächtig aus
Und trat stolz vor an die Pforte.
Doch kaum ihn der Ritter, der bleiche, ersah,
So dehnt' er sich fast dem Gewölke nah,
Und rief, daß die Lüfte stöhnten,
Als dumpf seine Worte tönten:

Fort, Sklave, du bist der König nicht,
Weh, Ludwig und wer verblendet!
Nicht hören willst du? Auf zum Gericht!
Der Herr hat ab sich gewendet. —
Und wie ein geträumter Ton verklingt,
Wann los sich das Wachen vom Schlafe ringt,
Fort war der Ritter verschwunden,
Ward keine Spur mehr gefunden.

O klage für ewige Zeiten den Tag,
Ungarien, der dich vernichtet!
Der König, das Heer in dem Blute lag,
Mohacz hat schrecklich gerichtet.
Und als der Abend die Leichen sah,
Kein freies Ungern war mehr da,
Doch sah man im Mondesscheinen,
So heißt es, den Ritter weinen.

Es wandert der Wächter allzeit durchs Land,
Es krähet der Hahn zum Morgen.
Es warnen die Geister, ist unbekannt
Die Stimm' auch oft und verborgen.
Drum wachet und horchet und seid bereit,
Zu vernehmen die Geisterstimme der Zeit;
Es ist eur eignes Verschulden,
Der Versäumniß Strafe zu dulden.

E. von Ernsthausen.

I.

Trinklied für vernünftige Narren.

Chor.

Mögen doch die Weisen
Voller Dünkel sich
Vor uns glücklich preisen:
O! sie dauern mich.
Brüder! es ist faktisch:
Weise sind nicht praktisch,
Aber wir: stoßt an.

Einer.

Wann sich Weise mühen,
Zu erforschen wie
Rhein'sche Reben blühen —
Und wann grübeln sie,
Wie durch Sonnen-Kräfte
Reifen süße Säfte —
O! dann trinken wir.

Chor.

Mögen u. s. w.

Einer.

Wann sich Weise quälen,
Grübeln Nacht und Tag,
Wie der Ton in Kehlen
Sich wohl bilden mag —
Und welch eine Rolle
Luft hier spielen solle —
O! dann singen wir.

Chor.

Mögen u. s. w.

Einer.

Wann die Weisen sinnen,
Wie man lieben soll,
Und ob, die da minnen,
Klug sind oder toll —
Und ob zu dem Küssen
Zwei gehören müssen —
O! dann küssen wir.

Chor.

Mögen u. s. w.

Einer.

Ja! wir wollen trinken,
Singen, küssen dann,
Bis die Sterne sinken:
Weise! frisch heran;

Lasset euch bekehren
Und von uns belehren,
Wie man weise ist.

Chor.

Mögen u. s. w.

II.

Der Lichtzieher.

Sagt: darf sich wohl ein Mensch mit mir vergleichen,
Sei's Heide, Türke oder Christ?
Nicht einer, der das Wasser mir zu reichen
Im Stande unter ihnen ist.

Romanenschreiber, die von Lichtgestalten
Sich viel zu fabeln unterstehn,
Die können mir wohl nicht die Wage halten,
Wenn sie in meinen Laden sehn.

Dort sind die Lichtgestalten ächt zu finden,
Ich schuf sie, ich bin ihr Papa;
Doch solche, wie sie jene Herrn verkünden,
Sprecht: ob sie einer von euch sah?

Von Lichtgefilden schwätzen die Poeten
Und werden weder satt noch froh;
Ich weiß ein Lichtgefild', das bringt Moneten:
Mein Laden, da giebt's Korn im Stroh.

Gedanken, die da schön sind und erhaben,
Sind Lichtgedanken, wie man spricht.
Was sagt ihr denn zu meinen Geistesgaben?
Beständig denke ich an's Licht.

Die Philosophen, ja! von diesen Leuten
Macht man des Lärmens erst recht viel;
Man sagt von ihnen, daß sie Licht verbreiten;
Ich sag': sie treiben Teufelsspiel.

Der Philosophen Licht, was soll es nutzen?
Es blendet nur und leuchtet nicht.
Macht jemand den Versuch, es auszuputzen,
Verbrennt sich gar der arme Wicht.

Doch meine blenden nicht und leuchten helle —
Das sind auch Lichter wie ein Daus
Und wer da will, der putzt sie auf der Stelle,
Ohn' alle Furcht vor'm brennen, aus.

Ich bin ein Mann, nicht wahr, das sollt' ich meinen?
Mehr thu' ich als die Sonne kann;
Sag' Sonne! kannst Du denn bei Nacht auch scheinen?
Ich stecke meine Lichter an.

Es werde Licht, sprach Gott an einem Tage,
Ihr denket wohl, dies kann ich nicht;
Es werde Licht, ist was ich täglich sage,
Und siehe! immer wird auch Licht.

Gottfried Kinkel.

I.

Der Greis im Garten.

Das Jahr ist dennoch schlimm geworden,
So früh der Schnee auch Abschied nahm;
Es stieß ein rauher Wind aus Norden,
Die Blüte fraß er, eh sie kam.

Verödet ist mein lieber Garten,
Hin ist des Jahres Blumenflor;
Lang kann ich nun auf Früchte warten,
Der Baum, sorgsam gepfropft, erfror.

Doch schau! da ist mit hellem Prangen
Am letzten noch verschonten Trieb
Das erste Röschen aufgegangen —
Und Rosen hab' ich, ach, so lieb.

Und stundenlang kann ich nun stehen
In ihren Kelch den Blick gesenkt;
Da fühl' ich eines Schattens Wehen,
Der Wonnen mit und Schmerzen schenkt.

Ein Aug im tiefen Kelch mir scheinet —
In solch ein Auge schaut' ich einst;
Thauperlen hats um mich geweinet,
Wie du sie, heiße Rose, weinst.

Und roth, wie deine hellen Gluten,
So schwebte über mir ein Mund —
Als meine Lippen dort noch ruhten,
Da war ich jung noch und gesund.

Und so bringst Du, vielliebe Rose,
Mir der Erinnrung vollstes Glück,
Du bringst die wandelbaren Loose
Der flücht'gen Jugend mir zurück.

Welch Glück giebt mir die Eine Rose —
Und rings der Südwind lockend streicht;
Der feuchten Lenzluft mild Gekose
Weckt manche Knospe noch — vielleicht!

II.

Moses auf dem Nil.

Aus dem Französischen des Victor Hugo.

„Gespielen, kühler wallt die Flut beim Morgenlicht;
„Noch hub der Schnitter sich von seinem Lager nicht,
„Das Ufer liegt noch still und öde.
„Von Memfis klingt zu uns nur ein verwirrt Geräusch;
„Die Mädchenlust verdeckt der Büsche Schatten keusch,
„Es schaut sie nur die Morgenröthe.

„Des Vaters Palast glänzt von manchem Kunstgebild;
„Doch mehr lockt dieser Strand im Blumenteppich mild
„Als goldumsäumte Porfyrdecken.
„Süßer als Saitenspiel ist Klang aus freier Luft;
„Arabiens Weihrauch weicht dem würzigen Blumenduft
„Den leise Morgenwinde wecken.

„O kommt! Wie still die Flut, der Himmel blau und hell!
„Streift ab das Byssoskleid und löst die Gürtel schnell,
„Laßt hier vom lauen Hauch sie schwellen.
„Die Krone nehmt mir ab! Die neidischen Schleier fort!
„Mich lüstets heut mit euch am stillverborgnen Ort
„Zu spielen in den Murmelwellen.

„Hinab, o eilt! Doch wie, im Morgennebelduft,
„Was seh' ich — dort, so fern, wo Flut verschwimmt und Duft?
„Was macht euch, zage Mädchen, grauen?
„Ein alter Palmstumpf ists, den in des Meeres Schlund
„Die Welle führt; er kommt aus tiefstem Wüstengrund
„Die Pyramiden zu beschauen.

„Was sagt' ich? Täuscht der Blick auf weiter Wellenbahn?
„Der Isis Muschel ists vielleicht, des Hermes Kahn
„Gewiegt vom Landwind leise, lose.
„Nein nein, es ist ein Schiff — und drin, o seht, ein Kind!
„In süßer Ruhe schläfts im Schoß der Flut so lind
„Wie man nur schläft im Mutterschoße.

„Von fern gesehn sein Bett, in dem er träumt so fest —
„Ists nicht als sähen wir der weißen Taube Nest
„Auf schwankem Wasserspiegel gaukeln?
„Im Kinderbettlein, das der Wind nach Lust verschlägt,
„Wiegt ihn die Flut — er schläft! der Abgrund graubewegt
„Scheint in sein Grab ihn einzuschaukeln.

„Weh, er erwacht, er weint — Jungfraun, hinzu geschwind!
„Welch Mutterherz hat so wol ausgesetzt sein Kind
„Zum launenhaften Spiel der Fluten?
„Er streckt die Aermchen aus — der Strom grollt überall,
„Und vor dem sichern Tod ist, ha, sein letzter Wall
„Die Wieg' aus brüchigen Schilfesruthen.

„Ich rett' ihn! ach es ist wol ein hebräisch Kind —
„Mein Vater ächtet sie — er ist doch hart gesinnt,
„Die Unschuld so in Tod zu geben.
„Ich will ihm Mutter sein: sein Leid stahl mir das Herz,
„Und dankt er mir auch nicht der Mutterstunde Schmerz,
„Doch danken soll er mir das Leben."

So rief Thermutis aus, des mächt'gen Königs Stolz.
Sie brach in flüchtigem Lauf durch Schilf und Uferholz,
Gefolgt von ihren zarten Frauen.
Das Fürstenkind warf ab der goldnen Schleier Glanz;
Weit überstralte sie der schönen Mädchen Kranz,
Gleichwie des Stromes Fei zu schauen.

Vor ihrem zarten Fuß weicht plätschernd schon die Flut —
Sie bebt: da stöhnt das Kind, das Mitleid giebt ihr Muth
Und macht ihr Herz zu festem Stahle.
Ergriffen ist das Schiff; sie bringt es her in Hast;
Da färbt mit holder Scham der Stolz auf solche Last
Die schöne Stirn zum ersten Male.

Die Wellen theilt sie rasch, es knickt vor ihr das Rohr,
Und mit dem Knaben tritt sie leisern Schritts hervor
Zum Ufersaum genäßt vom Flusse.
Er sieht erstaunten Augs der Schwestern frohe Schar,
Und wechselnd drücken sie ihr blühend Lippenpaar
Auf seine Stirn mit scheuem Kusse.

Heran, die du von fern um deinen Sohn erbangst!
Des Himmels Wacht ob ihm beschämte deine Angst;
Als eine Fremde komm bescheiden!
Die Thräne fließe frei! Nimm Mosen an die Brust,
Dem Fürstenkind verräth dich nicht die Mutterlust —
Es kennt nicht Mutterlust noch Leiden!

Indeß Thermutis so das zarte Knäblein mit
Zum wilden Vater trug, wie in Triumfesschritt,
Von Mutterthränen heiß beronnen;
Da hüllten Serafim ihr Haupt vor Gottes Thron,
Es klang ihr Lied im Chor zu ewiger Harfen Ton
Hoch in dem Dom der Sternensonnen:

„Nicht seufze, Jakob, mehr in der Verbannung Land,
„Nicht feuchte weinend mehr des Nils unheiligen Sand!
„Dir werden Jordans Fluten rollen!
„Es naht der Tag, wo frei dieß Volk aus langer Haft
„Zu der Verheißungsflur von Gosen auf sich rafft,
„So wild auch seine Feinde grollen!

„Verlassen auf der Flut schliefst, noch ein Kind, in Ruh',
„Erwählter Sinais, der Plagen König Du,
„Als Jakobs Retter sollst Du gelten!
„O beuge, Staub, Dich, der den Ewigen stolz verkannt!
„Denn eine Wiege ists die Judas Noth gebannt,
„Und eine Wieg' erlöst die Welten!“

III.

Ein Künstler.

(Bruchstück.)

Es bricht die laue Nacht herein.
Die muntern Schüler alle wandern
Zur Schenke fort, zu Spiel und Wein;
Er aber geht nicht mit den andern.
Dann legt er einsam vor sich hin
Den Todtenkopf, und stillbeflissen
Den Linien, Kanten, Näthen, Rissen
Folgt er mit tiefem ernstem Sinn.
Er sinnt wie, der hier einst gewaltet,
Der Geist sich seine Burg gestaltet.

Zur Leiche tritt er, wo der Tod
Des Scheinens Maske weggezogen,
Wo Alles was zu täuschen droht
Vor grauser Wahrheit ganz verflogen.
Da schaut er, wie der Seele Kraft
In Bein und Muskel sich geschlossen
Und dann den heiligen Lebenssaft
In Nerv und Ader ausgegossen,
Den ganzen Hausrath den sie sich
So wohl bestellt — eh sie entwich.

Ihm ist nicht vor den Todten bang;
Er sprengt des Leibes feste Klammern
Und dringt mit ungestümem Drang

Bis in der Seele tiefste Kammern.
Er lauscht wie auf des Geists Gebot
Die Glieder arbeitsam sich recken,
Und wie, wenn streng die Seele droht,
Der Leib sich beugt in blassem Schrecken,
Wie jedem Ruf, der ihr enttönt,
Der Leib als stummer Sklave fröhnt.

Im Todtenantlitz liest er gern,
Das ist der Seele feinster Spiegel,
Drauf der gebrochne Augenstern
Sich drückt als ächter Wahrheit Siegel.
Der Teufel und der Engel, die
In Menschenbrust im Leben thronten,
Als letzten Abschied prägen sie
Ihr Bild aufs Antlitz wo sie wohnten.
So macht der Leiche stummer Mund
Ein ewig fremdes Land dir kund.

Und was er so in ernster Nacht
Dem Tode denkend abgerungen,
Das stellt sich ihm in strenger Pracht
Auf seine Leinwand ungezwungen.
Aus einer jeden Fiber bricht
Allmächtig die verhüllte Seele;
Zu stolz als daß sie sich verhehle,
Tritt sie hervor ans Tageslicht.
Von Blendung frei, in scharfer Klarheit
Zeugt was er schafft von freier Wahrheit.

K. Simrock.

Aus „Rudlieb."

Er kam nach langen Fahrten ins ferne Africa,
Wo eines Königs Jäger ihn auf der Straße sah.
Er war von schönem Wuchse, drum schaut' ihn der mit Lust:
Wer der Fremdling wäre, das hätt er gerne gewußt.

Er ließ sich in Gespräche mit ihm und fragt' ihn auch
Wohin, woher des Landes, wie es Gefährten Brauch;
Doch ward ihm wenig Antwort. Wer mag er nun wohl sein?
Für eines Königs Boten ist sein Gefolge zu klein.

Doch kommt er aus der Ferne nach seiner Sprache Laut
Und ist ein kühner Degen, der eigner Kraft vertraut.
Er gefiel ihm immer beßer; da hub er endlich an:
Verdenkt mir nicht die Fragen, die ich zuvor euch gethan.

Ich möcht euch nützlich werden, denn ihr behagt mir sehr.
Ich dien einem König, der groß ist und hehr;
Er hat auch sein Vertrauen vor andern mir geschenkt,
Wenn ihr in fremden Landen euch zu versuchen gedenkt,

Weil ihr daheim der Neider, der Fehden habt zuviel,
Ich wüßt euch wohl zu rathen, zu helfen an das Ziel.
Ihr kennt von Grunde, scheint es, die edle Waidmannskunst:
Wie wohl empfohlen seid ihr damit in meines Königs Gunst!

Die liebt der Egypter und ist den Jägern hold,
Giebt ihnen gute Rosse, Gewand und reichen Sold.
An seiner Tafel sitzen wir ihm die letzten nicht,
Er scherzt mit uns und sendet mir oft das beste Gericht.

Wenn ihr nun die Rechte mir gerne reicht zum Bund,
So thun wir stäte Treue bis in den Tod uns kund.
Schlagt ein, hier ist die meine, wir wollen Einen Muth
Nun haben, miteinander zu theilen Bös oder Gut.

Da spricht zu ihm der Jüngling, der jetzt Vertraun gewinnt:
Du hast meine Sachen errathen wie sie sind,
Und wenn du so getreu bist wie du mir heut erschienst,
So schlag ich deine Freundschaft nicht aus, noch deines
Königs Dienst.

Des freute sich der Jäger; sie ritten hin gesellt
Und kamen bald ins Lager und vor des Königs Zelt.
Als der sie beid erschaute, zu Jenem hub er an:
Was hast du guter Märe mit dir gebracht aus dem Tann?

Ist dir ein Wild begegnet, ein Eber oder Hirsch,
Den ich mit Hunden morgen mag hetzen auf der Birsch?
Er sprach: Der Beide keinen fand ich auf diesem Ritt;
Doch der sie weiß zu fahen, den bring ich, König, dir mit:

Den Jüngling hier, der Vieles von Waidmannskunst versteht,
Und dem in die Falle das Waldthier willig geht.
Willst du ihn versuchen, er macht es selbst dir wahr:
So wirst du gern ihn ordnen in deiner Amtleute Schar.

Da sprach der Egypter: Willkommen sei er hier,
Er ist wohl empfohlen, da Du ihn bringst zu mir.
Es kommt zum Jagen morgen: da wird es wohl erprobt,
Du habst seine Künste nicht umsonst so hoch gelobt.

Zur Jagd am andern Morgen fuhren sie hinaus
Bei glühem Sonnenbrande. Da bot ein Jägerhaus
Am Saum des Waldes Schatten. Der König, froh der Rast,
Sprach zu dem Koch: „Nun bringe was du zubereitet hast.

„Wir wollen erst tafeln, und jagen nach dem Mal.
So heiß brennt am Abend nicht mehr der Sonne Stral.“
Der Koch bei den Worten erschrak und sprach verzagt:
„Was sollt ich denn spießen? ihr habt noch wenig erjagt.“

Ein schlimmer Fall, entgegnet der König und lacht;
Dazu ist Fasttag heute; das hatt ich nicht bedacht.
Zum Glück ist der alte Fischteich in der Näh
Mit großen Muttkarpfen: wer sie nur schon gesotten säh!

Da winkte dem Gefährten Rudlieb und gieng
Mit ihm zu dem Teiche, wo man die Karpfen fieng.
Laß mich nur machen, sprach er, du kennst noch nicht die Art,
Wie man bei uns zu Lande Karpfen fängt mit solchem Bart!

Er goß aus einer Büchse viel Körner, Pillen gleich,
Sich in die Hand und warf sie hinaus in den Teich.
Gleich hoben gierig schmatzend sich Mäuler aus der Flut
Und schnappten nach den Körnern wie der Hund nach
Brocken thut.

Die nun ein Korn erhaschten, die waren wie berauscht
Und sprangen hoch, als hätten sie Flügel eingetauscht.
Unters Waßer tauchen konnten sie nicht mehr,
Mit Schwanz und Floßen schlagend fuhren sie dahin, daher.

Ein Nachen lag im Teiche, mit dem Gefährten sprang
Hinein der schnelle Fischer, der eine Ruthe schwang.
Die er damit berührte, weil schnell der Kahn sie trug,
Die folgten ihm aufs Trockne: so fing er Karpfen genug.

Da brachten sie den Köchen die kleinern aus der Schar;
Die großen auf dem Schilde trug man dem König dar.
Sieh diese Fettmönche, wie ihnen gleisst der Wanst!
Ist diese Jagd nicht beßer als du heute hoffen kannst?

Wie habt ihr sie gefangen? frug der König hehr,
Mit Netzen oder Hamen? der Fang behagt mir sehr.
Rudlieb sprach: So fängt man bei uns die Fische nicht;
Wir streuen ihnen Körner, darnach sie haschen erpicht.

Kaum haben sie die Pillen verschluckt, so sind sie toll
Und springen wie beseßen, wie süßen Weines voll.
Sind sie endlich müde und matt von dem Tanz,
So rührt des Fischers Ruthe nur ihnen Kopf oder Schwanz,

Gleich folgen sie ihm willig und wärs auf Kohlengluth;
So zieht man die Fische mit Haufen aus der Flut.
Das möcht ich, sprach der König, mit Augen einmal sehn.
Was ist denn in den Pillen und versteht ihr sie zu drehn?

„Gar wohl," sprach der Fremdling, „man nimmt dazu ein Kraut,
Ich weiß nicht ob ihrs kennet; doch hab ichs hier erschaut.
Uns heißt es Farrenzunge und hat noch andre Kraft:
Wer es in Wein genöße und in berauschendem Saft,

„Der würde laut und munter, ja selig von dem Trank,
Doch nie, wieviel er tränke, betrunken oder krank.
So wirkt es auf die Menschen und auf die Fische so;
Die einen macht es närrisch, die andern glücklich und froh.

„Was aber blind geboren am neunten Tag erst sieht"
(Auf Schwaben oder Hessen zielt hier nicht das Lied),
„Erblinden muß es wieder van diesem Kraut alsbald:
So mögt ihr leicht von Füchsen und Wölfen säubern den Wald."

Erfreut sprach der König: So wär es ja ein Schatz,
Könnt es das bewirken, daß Füchs und Wölfe Platz
Dem Edelwilde machten: es sei schwarz oder roth,
Es lauf oder fliege, diese Schelme sind sein Tod.

Du bist der beste Jäger, der je zu Holze kam,
Bewährst Du was ich eben von Deiner Kunst vernahm.
Das werd ich, sprach Rudlieb, wenn ihr mir folgen wollt.
Als das der König hörte, er ward dem Jünglinge hold.

„Wohlauf, meine Mannen, die Karpfen sind verzehrt,
Wir sind dem Wirth verpflichtet, zumal, wenn er uns lehrt,
Wie man den Räuber blendet, den Wolf, den Isegrim.
Den Fuchs laß er ledig; der ist roth, doch nicht so schlimm.

„Die Sonne gieng zu Gnaden, Erfrischung haucht das Grün."
Da sah man aufbrechen die edeln Jäger kühn:
Mit Rudlieben zogen sie tiefer in das Holz.
Der ließ die Armbrust schwirren: da flog ein spitziger Bolz

Und traf eine Ziege, die über Felsen sprang.
„Der Atzung," sprach der Jäger, „bedarf es zu dem Fang.
Die Wölfe sind gar eigen, sie nehmen sonst nicht ein:
Ihr müßt die Ziege häuten und zerstücken ihr Gebein.

„Hab ich es dann gepfeffert mit meinem Wunderkraut,
So wickelt ihr die Stücke wieder in die Haut,
Und bergt euch hier im Dickicht, dieweil ich von dem Baum
Dem Wald ein Liedchen singe, ein schönres hörtet ihr kaum."

Sie folgten seiner Lehre; er aber säumte nicht
Und sprang auf eine Eiche: das Laub verbarg ihn dicht.
Da hub er an zu singen ein Lied, das klang gar wüst,
Es hätt euch am Gesange die Lust auf lange gebüßt.

Er heulte wie die Wölfe, wenn sie der Hunger quält,
Und jetzt der Wolf der Wölfin den Jammer vorerzählt.
Man unterschied die Antwort der Wölfin, schrill und grell,
Und auch mit zarten Stimmen der Brut verzweifelt Gebell.

Gräßlich klang das Klaglied der leidigen Schar;
Doch allen Jagdgenoßen sträubte sich das Haar,
Als jetzt wie um Hülfe des Alten Nothschrei scholl;
Der Schrei war gram und heiser und doch aller Schauer voll.

Vor Schrecken wär erloschen Sonne schier und Mond.
Auch war den Wölfen selber solch Heulen ungewohnt:
Sie brachen allerorten aus dem Gebüsch hervor
Wie den Gefährten suchend, der sie so graunvoll beschwor.

Als sie den nicht fanden, das wunderte sie sehr.
Da fanden sie die Ziege und suchten nun nicht mehr:
Sie fielen gierig drüber und schlangen sie so bald,
Als wär ihrem Schlunde jenes Hungerlied entschallt.

Doch kaum hinabgeschlungen war der leckre Fraß,
Als die Sonn am Himmel den lichten Schein vergaß.
Die scharfsichtig kamen, die scheiden stockblind;
Sie rennen wider Bäume, umrennt die Mutter ihr Kind.

Als das die Jäger sahen, da hatt es keine Noth:
Mit Sperschäften schlugen sie nun die Wölfe todt.
Ruhig auf dem Baume saß Rudlieb noch und frug:
Soll ich noch einmal singen oder habt ihr Wölfe genug?

„Nein, ums Himmelswillen, du hast uns so erschreckt,"
Sprach Puras der König, „daß es für heute kleckt.
Du bist ein guter Jäger, mein Dienst ist dir bereit,
Und reit ich zu Walde, so seis in deinem Geleit."

L. S–y.

I.

Auch eine Waldeseinsamkeit.

1846.

1.

Im Wald, im fernen Wald,
Wo duft'ge Zweige bilden weite Hallen,
Im Wald, im fernen Wald,
Da soll mein frohes Wanderlied erschallen.

Den Waldesaufgang schmückt
Jetzt duftig Laubgewinde zu Arkaden,
Vom Sonnenglanz beglückt,
Schwärmt vor ihm auf ein leuchtend Heer Cicaden.

Wie oft hab' ich gelehnt
In deiner winterlichen Aeste Schatten,
Und habe froh ersehnt
Des Lenzes grüne, sammtgeschmückte Matten.

Jetzt hat der Bäume Pracht
Nach langer Nacht erweckt ein Liebesfunken,
Sie sind durch Liebes-Macht
Sich brüderlich ans treue Herz gesunken.

Drum hier im schönen Wald,
Wo duft'ge Zweige bilden weite Hallen,
Im Wald, im grünen Wald,
Da soll mein frohes Wanderlied erschallen.

2.

Und wo die Waldesblum'
Sich windet aus der duftig-grünen Erde
Tret' in das Heiligthum
Ich ein mit staunend-freudiger Gebehrde.

Des stillen Waldes Ruh'
Hielt mich gleich eines Domes Bau umfangen,
Und bracht' mir Frieden zu
Nach manchem friedeleeren Weltverlangen.

Von linder Luft berauscht,
Vom starken Duft der weißen, wilden Rose,
Hab' ich mit Lust gelauscht
Dem fernen Quell, im seidenweichen Moose.

Der Vögel bunter Chor
Hat lindernd mich in sanften Schlaf gesungen,
Wenn nur von fern zum Ohr
Der Axt einförm'ge Klänge noch gedrungen.

3.

Im tiefen, dunkeln Wald,
Dem Sitz der muntern, kosenden Dryaden,
Wo hell ihr Echo schallt,
Schien mich's zur Einkehr gastlich einzuladen.

Erdbeere fand ich hier,
Des Waldes rothe Perle reichlich prangen,
Sie war, nach Jungfrau'n Zier,
Vom Schleier grünen Schlingkrauts dicht verhangen.

Ich hört die Nachtigall,
Wo dem Gesang nur stumme Zweige lauschten,
Und ihrer Stimme Schall
Nur die bewegten Bäume Beifall rauschten.

Ich sah den muntern Quell,
Vom treuen Walde sanft geleitet fließen,
Und sah ihn silberhell
Durch Blumenrinde fernab sich ergießen.

Und hier im tiefsten Wald,
Wo muntre, kosende Dryaden stunden,
Hab' ich als Siedler bald
Auch eine Waldeseinsamkeit gefunden.

II.

Ein deutscher Dichter.

Frühlingsaufgang.

1847.

> Durch den Wald, den dunkeln, geht
> Holde Frühlingsmorgenstunde,
> Durch den Wald vom Himmel weht
> Eine leise Liebeskunde.
>
> Und in meinem Winterharm,
> Der die Seele hält bezwungen,
> Ist ein Blick mir still und warm
> Frühlingsmächtig eingedrungen.
>
> (N. Lenau's Gedichte I. Seite 74 ff.)

Es zieht ein mächtig Klingen
Durch der Germanen Land,
Ein trauertönig Singen
Vom Belt zum fernsten Strand,
Ein sehnendes Verlangen
In Blüthenhain und Flur,
Den Liebling zu umfangen,
Den kranken Troubadour.

Der König Frühling schreitet
Nur sorgenschwer ins Land,
Und zögernd überbreitet
Er die beglückende Hand.

Der Ceres gleich, hat klagend
Die Flur er neu beblüht,
Nach seinem Kleinod fragend,
Dem kranken Dichtergemüth.

„Wo weilt der kranke Sänger,
Soll ich ihn nimmer seh'n?
Der Sehnsucht soll noch länger
Nach ihm ich widersteh'n?
Der meiner höchsten Freuden
Gedacht in Liedeslust,
Und nachgefühlt die Leiden
In edler Dichterbrust.

„Der mich zuerst besungen
In jedem jungen Jahr,
Deß Lied hell überklungen
Die Frühlingssängerschaar!
Sie kehren alle wieder,
Besingend Wald und Flur,
Doch keine neuen Lieder
Bringt mir mein Troubadour!

„Auf denn! Ihr Frühlingsgaben,
Hin zu dem Magyar'!
Und bringt, ihn zu erlaben,
Die schönsten Blüthen dar!

Tilgt seine Dichterklage,
Das winternächt'ge Ach,
Wie ihr dem nackten Hage
Küßt neue Blüthen wach.

„Der Rosenhaine Düfte
Weht seinem Antlitz zu,
Und bringt, ihr süßen Lüfte,
Der Dichterstirne Ruh!
Umwindet Bogengänge
Mit zartem, duft'gem Grün
Draus seine Dichterklänge,
Den Blüthen gleich, erblüh'n.

„Und seinen Geist enthebet
Der Winterstürmepein,
In seine Pfade webet
Die ersten Blüthen ein!
Daß an dem Quell sich kühle,
Auf überblühter Flur
Sich weich gebettet fühle
Der kranke Troubadour!

„Mit Aeols-Harfen Klingen
Stärkt ihm das Dichterherz,
Entführt auf Zephyrschwingen
Den Geist irdischem Schmerz.

Der Genius wird siegen
    Sich sklav'scher Fesseln frei,
Im Kampf wird unterliegen
    Nicht was unsterblich sei."

So hallt ein mächtig Klingen
    Durch der Germanen Land,
Ein trauertönig Singen
    Vom Belt zum fernsten Strand;
Ein sehnendes Verlangen
    In Blüthenhain und Flur,
Den Liebling zu umfangen,
    Den kranken Troubadour.

W. Junkmann.

Im Walde.

Horch, wie des Regens voller Schwall
Auf Waldes Laubgewölbe prallet;
Horch wie der laute Wiederhall
Durch all die Wipfel sausend wallet!

Das ist Musik, die tosend geht
Und doch zum Himmel zieht die Seele;
Das ist ein Ton, der grausig weht
Und doch von Frieden spricht zur Seele.

Und horch, welch Schweigen! horch so traut
Die Tröpflein in dem Laube fallen.
Nun lindes Sausen, nun so laut
Die fernen Tiefen wieder hallen.

So still der Wald, so einsam schön,
So froh die goldumglänzten Blätter;
So sonniglicht der Wolken Höh'n,
So einsam klar das milde Wetter!

G. Schwarz.

I.

Herbsttag.

Wie hell von Thau
Erglänzt die Au,
Die Lerche singet Lieder;
Die Glocke klingt,
Der Winzer singt,
Die Berge hallen wieder.

Die Sonne drückt
Und tiefgebückt
Wohl unter süßen Lasten
Geht sie dahin
Die Winzerin,
Und gönnt sich kaum zu rasten.

Der Traube Blut
In süßer Fluth
Fließt von dem Kelter nieder.
Nun rasch in's Faß
Der Traube Naß
Als Wein ersteht es wieder.

Die Sonne sinkt,
Der Vollmond blinkt,
Die Glocke ruft: nach Hause!
Mit Sing und Sang
Den Fluß entlang
Eilt jeder zu dem Schmause.

Der Becher kreist,
Ein Liedlein preist
Des guten Herbstes Segen.
Der Tanz beginnt;
Sieh', wie geschwind
Die Paare sich bewegen.

Der Wächter singt:
„Wohl dem's gelingt
Jetzt süßer Ruh' zu pflegen!
Zur guten Nacht
Sei dieß gebracht,
Gott hüt' euch allerwegen."

II.

Wanderlied.

Leichtes Ränzel, leichter Sinn,
Sohlen derb und gut,
Feste Wege immerhin,
Ein gesundes Blut;

Auf dem Hute frische Blüth
Von des Mädchens Brust,
In der Kehl' ein muntres Lied
Und im Herzen Lust;

Viel Gebirg und wenig flach,
Und der Himmel hell,
Ruhe unterm Blätterdach
Neben frischem Quell;

Am Kamin ein guter Sitz,
Abends kühler Wein,
Traut Gespräch und guter Witz:
Freund so muß es sein.

P. Prach.

A.

Vermischte Gedichte.

I.

Die Gruft zu Weimar.

In der fürstlichen Gruft zu Weimar,
Die die großen Todten bewacht,
Da flüstert's gar hehr und gar seltsam
Zur Stunde der Mitternacht.

Es fährt durch die Halle des Todes
Der Ampel goldener Schein
Und Melodieen erschallen
Wie Geistergelispel darein.

Denn es erwachet der Schiller,
Ihm ist ja das Herz so voll,
Daß er jetzt nicht mehr lieben und klagen,
Daß er jetzt nicht mehr dichten soll.

Er winket bedächtig dem Göthe,
Damit nicht der Herzog erwacht,
Der, zwischen ihnen gebettet,
Da ruhet in fürstlicher Pracht.

Dann stehen sie auf und sinken
Sich froh an die liebende Brust,
Sie schütteln sich treu die Hände
Und sehen sich an mit Lust.

Und der Schiller erzählt, wie er droben
Nun endlich so glücklich sei,
Wie die Jungfrau, die Thekla dort leben
Und der Vater von Sünden frei;

Wie die schottische, hohe Maria
Hold dankend an's Herz ihn gedrückt,
Die dort nun der Sorg' und dem Tode
Der qualvollen Erde entrückt.

Vom Demetrius hat er das Ende
Noch vollends im Himmel erzielt,
Es werden die Rollen da oben
Von seligen Geistern gespielt.

Und was er früher hienieden
Uns Irdischen prophezeiht,
Er hat es bestätigt gefunden
Auch jetzt in der Ewigkeit. —

Es hört mit stillem Entzücken
Der Göthe das Alles an,
Denn Himmel und Erde betrachtet
Mit Ruhe der herrliche Mann.

Und freundlich berichtet auch er nun
Von seinem gewaltigen Faust,
Der jetzt, geläutert, da oben
In himmlischer Klarheit haus't.

So erzählen sie sich gar Manches,
Von Egmont und von der Braut,
Die längst mit den feindlichen Brüdern
Die himmlische Liebe getraut;

Sie flüstern von Götz und von Tasso,
Von Posa, Clavigo und Tell,
Was Alles sie früher gedichtet,
Sie bringen es wieder zur Stell'. —

Doch endlich erwacht auch der Herzog,
Er schüttelt das fürstliche Haupt
Und spricht: „so haben die Beiden
Schon wieder der Ruh mich beraubt.

Ich bin hier gar übel gebettet,
Stäts haben die Beiden zu thun,
Man kann hier nicht risten, noch rasten,
Man kann hier nicht schlafen, noch ruh'n.

Ich schliefe wohl lieber alleine
Still bis an den jüngsten Tag,
Denn zwischen zwei solchen Geistern
Kein Dritter gern ruhen mag."

So zürnet der Herzog, der alte,
Drauf schleichen sich jene zur Ruh',
Und Alles decket nun wieder
Das Schweigen des Todes zu.

Sie ruh'n wieder alle so stille,
Kein Donner erweckte sie mehr,
Denn, wie uns der Dichter gesungen,
Der Schlummer der Todten ist schwer.

II.

Der Tanzberg in der Eifel.

(Nach einer Sage.)

Was klingt dort aus der Erde für seltsames Getön?
Es klingt herauf gar schaurig, doch lustig auch und schön;
Die muntern Geigen schallen zum lust'gen Geistertanz,
Man hört die Kegel fallen, der Schacht erglüht von Glanz.

Hier gab's einst gute Zeiten, der Erde dunkles Haus
Gab hier mit vollen Händen das blanke Erz heraus,
Das üpp'ge Bergvolk lebte, manch hundert an der Zahl,
Gar herrlich und in Freuden, stäts lustig allzumal.

Tief in dem Schacht des Berges ward mancher Tanz
gemacht,
Gesungen und getrunken, gespielt die ganze Nacht,
Sie praßten da und ahnten mit nichten das Geschick,
Das bald sie treffen sollte in ihrem blinden Glück.

Es floß der Wein in Strömen, man jubelte und sang,
Es scholl weit durch die Erde der donnernde Gesang,
Sie würfelten und warfen in übermüth'gem Sinn
Mit holländischen Käsen gar nach den Kegeln hin.

So fei'rten einst sie wieder ein solches Festgelag
Mit Schwelgen und mit Spielen, es war St. Jakobs Tag,
Da plötzlich kracht die Erde mit grausem Donnerschall,
Die Bergwand stürzt zusammen, der Schutt begräbt sie all'.

Es mäht der Tod sie nieder im keckſten Uebermuth,
Den Tag sah Keiner wieder, es starb manch jung'es Blut,
Im Bauch der Erde traf sie der fürchterliche Schlag,
Wo sie begraben liegen bis an den jüngsten Tag.

Und nie befahren wieder von Knappen ward der Schacht,
Das blanke Erz ruht sicher nun in des Berges Nacht;
Die Zeit auch wurde schlechter, der Bergmann kam in Noth
Und statt des frühern Reichthums hat er jetzt kaum noch Brod.

Der reichste Berg steht öde, nur an St. Jakobs Tag
Vernimmt man in der Erde ein seltsames Gelag,
Die muntern Geigen schallen, der Schacht erglüht von Licht,
Man hört die Kegel fallen, doch rollt die Kugel nicht.

III.

Künstlerfreude.

Es lebt' ein alter Musikus
In seiner Hütt' am Meer,
Ihm bot gar spärlichen Genuß
Sein Leben, freudenleer.

Nur Abends, wann von Mond und Stern
Erglüht der weite Raum,
Dann wiegt der Geige Spiel ihn gern
In einen süßen Traum.

Er nimmt sein Instrument hervor,
Das klingt so licht, so hehr,
Er läßt der Töne goldnen Chor
Hingleiten über's Meer.

Und funkelnd ziehn die Wogen hin
Und flüstern sanft und still
Hinein in seine Melodie'n,
Wie es der Meister will.

Und emsig weben Stern und Mond
Ums Haupt ihm einen Kranz,
Daß er als Geisterkönig thront,
Umflossen rings von Glanz.

Und milder Zephyrlüftchen Schaar
Naht ihm in holdem Bund,
Sie glätten ihm das feuchte Haar
Und küssen seinen Mund.

Denn mit des Künstlers hohem Sinn
Ist die Natur vertraut,
Sie schmückt und ehrt und liebet ihn,
Als wär' sie seine Braut.

Er aber fühlt sich hoch beglückt
Im Bündniß mit der Nacht,
Die hold, mit Silberglanz geschmückt,
Ob seinen Tönen wacht.

Die läßt er schwellen himmelan,
Bis bleich der Mond versinkt
Und bis der goldnen Sonne Nah'n
Im fernen Osten blinkt.

Und ist sein Lied zu Ende nun,
Dann geht er still nach Haus,
In seinem Kämmerlein zu ruh'n
Von Freud' und Leiden aus.

IV.

Sympathie.

Strenge liebt es die Natur,
Zu bedecken ihre Spur,
Ihr Erschaffen und ihr Streben,
Ihr geheimes Thun und Weben
Tief in ew'ge Nacht zu hüllen,
Daß der Mensch mit seinen Sinnen
Und mit dem gewalt'gen Willen
Nicht erforsche ihr Beginnen.
Und so läßt sie im Geheimen
Ihre stillen Blüthen keimen.
In des Urwalds heil'ger Nacht,
Die kein Menschenfuß betrat,
Wo kein Späher je genaht,
Schließt sie ihre Wunderpracht
Auf in niegeseh'ner Fülle,
Läßt sie ihre Zauber schalten,
Ihre Wunderkräfte walten.
In des Meeres tiefen Stille,
Hemmend seiner Wogen Lauf,
Steigen ihre Geister auf;
In des Mondes Silberglanz
Schweben sie in luft'gem Tanz,
Durch die Wüste, durch die Haide
Schweifen sie im Nebelkleide.

Ferne aus dem eis'gen Norden,
Wo er wohnt mit seinen Horden,
Läßt sie los den wilden Sturm,
Bang' verkriecht sich Mensch und Wurm,
Denn sein schrecklicher Bericht
Taugt für Menschenohren nicht;
Mit der Klippen trotz'gen Hälsen,
Mit den Bergen, mit den Felsen,
Mit des Waldes kräft'gen Eichen,
Die erliegen seinen Streichen,
Die von seinen Schlägen brechen,
Will der fürchterliche sprechen.
Auf des Bergs belaubten Höhen,
Wo die Nebelriesen gehen,
Flüstert's in den grünen Zweigen,
Die des Windes Spiel sich neigen,
Um mit den gewalt'gen Armen
Wolkenkinder zu umarmen.
Schwebend in den höchsten Lüften,
Süß berauscht von Blumendüften,
Singt der Vögel bunte Schaar,
Traulich reiht sich Paar an Paar,
Singen Lieder, süße, leise,
In vertrauter Sangesweise,
Schnäbeln, flattern, jubiliren
In den schönen Luftrevieren.
Tief verhüllt in Bergesnacht
Strahlen funkelnde Palläste,
Deren wunderbare Pracht
Nie noch sahen ird'sche Gäste;

In der Erde weiten Räumen
Tanzen unter goldnen Bäumen
Menschenfreundliche Najaden,
Die die schönen Glieder baden;
Silberfüßige Undinen,
Mild von ros'gem Licht beschienen,
Plätschern in krystallnen Flüssen,
Die mit segenvoller Hand
Froh sie durch der Erde Land
Aus demantnen Urnen gießen.

Also liebt es die Natur
Zu verhüllen ihre Spur
Und des Menschen Späherblicken
Ihre Wunder zu entrücken;
Doch in seinem Herzen leise
Klingt's in wunderbarer Weise,
Wogt die ew'ge Sympathie
Und des Weltalls Harmonie
Tönt wie mächt'ge Zauberlieder
In der tiefsten Brust ihm wieder.
Und so mag er gerne lauschen
Ihren wunderbaren Klängen,
Er versteht des Waldes Rauschen,
Horcht der Vöglein süßen Sängen,
Kennt des Sturmes wildes Tosen
Und der Quellen lieblich Kosen,
Ahnt der Geister mächtig Wehen,
Die durch seine Erde gehen,

Deren graues Nebelheer
Schwebet über Haid' und Meer,
Die von Berg zu Berge schreiten
Und auf Wolkenrossen reiten,
Die in Blumenkelchen säuseln,
Die des Baches Wellen kräuseln,
Die im Strahl des Lichtes blinken
Und aus tausend Sternen winken. —
So, dem Menschen unbewußt
Innig in das All gesellt
Und in seiner reinen Brust
Wiederhallt die ganze Welt,
Aller Wesen Freud' und Schmerz
Bebt ihm durch das weiche Herz.

V.

Lichtlied.

Als einst der Welten Meister
Erschuf zu Schmerz und Lust
Den Erdensohn, da senkt' er
Ein Licht in seine Brust;
Das sollt' auf seinem Pfade
Ihm leuchten stäts voran,
Ein Strahl der ew'gen Gnade,
Auf seiner dunkeln Bahn.

Dies Licht erhellt den Geist ihm,
Entflammt sein ahnend Herz,
Läßt seine Seele trunken
Durchschauern Lust und Schmerz;
Es lockt ihn in die Ferne,
Auf thut sich Land und Meer,
Der goldnen Saat der Sterne
Entkeimt der Welten Heer.

Es läßt des Mitleids Triebe
Im Busen ihm erglüh'n,
Die Blumen heil'ger Liebe
In seiner Brust erblüh'n;
In diesem Licht erkennt er
Das Höchste auf der Welt,
Für seinen Gott entbrennt er
Hoch über'm Sternenzelt;

Denn Licht drängt sich zum Lichte,
Und jenes Fünklein klein
Möcht' wieder gern vermählet
Dem höhern Lichte sein,
Das sich in stillem Weben
In tausend Strahlen bricht,
Licht ist der Seele Leben,
Weisheit und Lieb' ist Licht.

VI.

Letzter Lenz.

Es blickte der Lenz mir in's Fenster
Gar lieblich und freundlich herein,
Er wußte der Trübsal Gespenster,
Die nächtlichen, bald zu zerstreu'n.

Ich konnte nicht widerstehen,
Mich lockte der Vögelein Ton
Hinaus in das Thal, auf die Höhen,
Wo prangte sein goldener Thron.

Ich stand von den Blumen allen
Der lachenden Erde umblüht,
Es tönte der Nachtigallen
Süßlockendes, seliges Lied.

Da dacht' ich, so oft schon im Leben
Hast du nun den Lenz schon geseh'n,
Auch er wird wieder verschweben
Und wird wie die andern vergeh'n.

Doch einstens erwecken mich Lieder,
Die ein ewiger Frühling mir singt,
Der sein hellleuchtend Gefieder
Hoch in die Unendlichkeit schwingt.

VII.

Liebe.

1.

Wundervolle Himmelsflamme,
Die des Menschen Herz durchdringt,
Daß er aus dem Erdenschlamme
Sich empor zum Höchsten ringt!
Mutter aller großen Thaten,
Streust Du in des Menschen Sinn
Deine schönen Himmelssaaten,
Große Welterhalterin!

Liebe.

2.

Fürchterliche Höllenflamme,
Die vom Pfad der Tugend winkt,
Daß der Mensch im Sündenschlamme
Tiefer stäts und tiefer sinkt!
Seine Tugend zu verrathen,
Streust Du in den reinen Sinn
Deine unheilvollen Saaten,
Grause Weltverderberin!

VIII.

Erinnerung.

Mir ist der Kopf von Bildern,
Das Herz von Liedern voll,
Ich weiß nicht, was ich schildern
Und was ich singen soll.

Der Jugend bunte Träume
Erwachen in der Brust,
Wie goldne Zauberbäume
Erblüht's zu neuer Lust.

Und ob auch, fest im Strome,
Der längst erwachte Geist
Als nichtige Phantome
Sie stäts von dannen weist;

Doch kehren treulich wieder
Zur Heimath sie zurück
Und streben auf als Lieder
Von immer neuem Glück.

Auf wacht es stäts im Herzen,
Es steigt in ew'gem Sprung
Der Quell der Freud' und Schmerzen,
Das Herz bleibt immer jung.

IX.

Zweifel.

Ach, wann wird die Stunde schlagen,
Wo sich unser Geist erhellt?
Ach, wann wird des Menschen Klagen
Endlich wohl ein Ziel gestellt?
Schwankend schifft die dunkle Erde
Durch des Raumes traur'ge Leere,
Seit erscholl das mächt'ge Werde
In des Chaos wilde Sphäre.

Rathlos, pfadlos und verlassen
Irrt der arme Mensch dahin,
Seinem Zweifel überlassen,
Seinem trügerischen Sinn.
Nirgends zeigt sich eine Brücke,
Die ihm beut die sichern Pfade,
Daß es ihm zu wandern glücke
Auf ein festeres Gestade.

Von des Irrthums Netz umwoben,
Schwankt und wankt sein trüber Geist,
Stäts das Unten und das Oben
Ihm in ew'gem Wechsel kreist;
Wie die Sinne sie erfassen,
So auch dreh'n sich die Gestalten,
Wie sie lieben, wie sie hassen,
So erglüh'n sie und erkalten.

Und er sendet nach dem Himmel
Seinen heißen Späherblick,
In der Sterne Glanzgewimmel
Suchet er sich Trost und Glück;
Aber, ach, die Sterne gehen
Fort in ihren ew'gen Bahnen
Und herab von ihnen wehen
Sehnsucht nur und trübes Ahnen.

Zweifel über sein Entstehen
Und sein ferneres Geschick
Werfen seinen Geist in Wehen,
Auf sein Inn'res seinen Blick,
Und er fragt in bangen Stunden:
„Welcher von den tausend Wegen,
Die die Weisen aufgefunden,
Führet uns dem Heil entgegen?

Welche Straße führt zum Leben
Und zu Gott, ach, welcher Pfad?
Ist dem Unheil preisgegeben,
Wer den rechten nicht betrat?
Wird am Ende unsrer Tage
Wägen, wie die Priester künden,
Gott mit der Vergeltung Wage
Unsre Tugenden und Sünden?

Kann das Heil'ge selbst nicht lösen
Unsre Zweifel? war denn, ach,
Alle Wesen zu erlösen,
Selbst ein mächt'ger Gott zu schwach?
Sind die Brüder in der Ferne
All' verdorben und verloren?
Wehe, nur auf einem Sterne
Ward ja Gottes Sohn geboren.

Sind die Sagen all', die hehren,
Mährchen nur, die uns berückt?
Und wem ist's, sie zu erklären,
Sie zu einen, je geglückt?
Können denn Vernunft und Glauben
Nie an einem Stamme blühen?
Muß Vernunft den Himmel rauben,
Glaub' ertödten Geistes Glühen?

Hat der Höchste nur als Affen
Seiner unheilvollen Welt,
Seiner Launen uns geschaffen
Und zum Spott uns hingestellt?
War umsonst der Weisen Karren
Nach dem herrlichen Gewinne?
Sind wir einzig nur die Narren
Unsres Geistes, unsrer Sinne?" —

Lebe treu und strebe weiter!
Treuer Glaub' wird nicht zum Spott,
Steige auf der Tugend Leiter
Auf zu dem verhüllten Gott!
Herrlich werden einst gehoben
Deine Zweifel, sie ja eben
Weisen mächtig dich nach oben
Auf ein andres, bessres Leben.

X.

Laus stultitiae.

Seit Eva uns geboren
Aus ihrem Leidensschoß,
Da wurden auch der Thoren
Allmählich viele los;
Nachdem sie mit der Schlange
Die böse Frucht versucht,
Da daurt' es auch nicht lange,
Da war die Welt verflucht.

Kaum war der Schritt geschehen,
So fing der Tanz schon an,
Die Frau ließ sich nicht sehen
Und brümmisch ward der Mann,
Der alte Adam fluchte,
Der Weiber war er satt,
Er spekulirt' und suchte
Nach einem Feigenblatt.

Und so denn fürder immer
Ging jeder Narr allein
Und predigte dem Schimmer
Des Mondes seine Pein,
Ein Jeder aus der Masse
Ward irrgeführt, geneckt,
Seitdem die ganze Rasse
Der Teufel angesteckt.

Doch tröstend mag uns scheinen
Bei diesem herben Fluch,
Daß, wenn die Narr'n sich einen,
Sie leidlich sind und klug;
Hingegen, wenn die Weisen
Sich im Collegium
Vereinen, so erweisen
Sie sich in pleno dumm.

Drum, liebe, theure Narren,
Euch immer froh gesellt!
Laßt leuchten eure Sparren
Zum Wohl der ganzen Welt!
Und laßt die Weisen karren
Den Wust nach altem Brauch!
Ihr freut euch zwar als Narren,
Doch wisset ihr es auch.

Wir sind einmal geboren,
Nachdem — doch ist's gescheh'n! —
Die Mutter aller Thoren
Am Teufel sich verseh'n.
Eva ging in die Falle,
Wie nach ihr manches Kind,
Kein Wunder denn, daß alle
Wir nun des Teufels sind.

XI.

Wein, Liebe und Gesang.

Wenn ich nicht trinken kann,
Bin ich ein halber Mann,
Ein Leben ohne Wein,
Müsst' doch erbärmlich sein,
Wenn's sonst auch gut wohl wär',
Ich lobt' es nimmermehr.

Wenn ich nicht lieben kann,
Was sollt' mir's Leben dann?
Lieb' ist allein noch werth,
Daß sich die Menschheit mehrt,
Ach, wer nicht lieben kann,
Das ist ein armer Mann.

Wenn ich nicht singen kann,
Bin ich ein traur'ger Mann,
In der gepreßten Brust
Spräng' ja das Herz vor Lust,
Löst' nicht in Sang und Klang
Auf sich der süße Drang.

Darum mit Luther auch
Lob' ich den alten Brauch,
Liebe mein Leben lang
Wein, Weiber und Gesang,
Und wer nicht auch so spricht,
Das ist ein armer Wicht.

XII.

Ein Lied von der Liebe.

Als Gott einst seine Welt erschuf,
Da tönte der Posaune Ruf:
„Die Welt soll sein an Liebe reich,
Vermehret euch, vermehret euch!"

Das hörten alle Wesen froh,
Die Herzen brannten lichterloh,
Sie jauchzten alle wonniglich
Und wirkten und vermehrten sich.

Der Löw' im Walde brüllte laut
Und suchte seine wilde Braut,
Der Tiger drückt' in grauser Lust
Sein Tigerweib an seine Brust.

Der Elephant, der mächt'ge, auch
Bequemte sich dem süßen Brauch,
Sein furchtbar Liebesspiel begann
Auf Meeresgrund Leviathan.

Doch auch das kleinere Geschlecht
Behauptete sein gutes Recht,
Und Mäuse, Ratten, Mücken, Flöh',
Sie sprangen brünstig in die Höh'.

Und Jegliches vermehrte sich
In dieser Welt abscheuliglich,
An allen Ecken gab's zuviel
Und Alles überschritt sein Ziel.

Da dachte sich der liebe Gott:
„Das Thier verletzet mein Gebot,
Ich will ihm setzen knapp're Zeit
Der Brunst, da es sich liebend freut.

Auch soll der Mensch beherrschen mir
Der Erde und des Meers Gethier,
Er selber doch wird mäßig sein,
Er mag sich stäts der Liebe freu'n."

So kam der Mensch denn auf die Welt,
Da war's ganz anders gleich bestellt,
Den Leu'n und Tiger schlug er todt,
Von Wallfischs Blut das Meer ward roth.

Und auch das kleinere Geschlecht
Bekämpfte er in seinem Recht,
Die Mäuse, Ratten, Flöh' im Haus,
Die schlug er todt und trieb sie aus.

Er kämpft' und jagte überall
Und brachte manches Wild zum Fall,
Zuletzt, gehorsam dem Geschick,
Bedacht' er auch sein eignes Glück.

Er nahm, gar fromm und tugendlich,
Meist nur ein einzig Weibchen sich,
Und rührt ihn auch ein andres, ach,
So ist das doch nur Nebensach'.

So ward das Thier beschränkt, bewacht,
Der Mensch gibt auf sich selber Acht,
Nur schlimm ist's, daß Jahr aus Jahr ein
Er sich der Liebe mag erfreu'n.

Denn dadurch ward, es ist zu toll,
Von Menschen nun die Welt zu voll,
Es mehrt sich täglich schlecht und recht
Der Menschen wunderlich Geschlecht.

XIII.

Die Hochzeit zu Cana'n.

In Galiläa zu Cana'n
Da kam einst unser Herr Christus an,
Er war in allen Ehren und Gnaden
Dorthin auf eine Hochzeit geladen.
Die Gäste ließen nicht lange sich bitten,
Sie hatten unterwegs viel Strapatzen gelitten,
Sie aßen und tranken drauf und drauf,
Bis endlich, da ging der Wein ihnen auf.
Das wollt' den verehrten Gästen allen
Und auch unserm lieben Herrn nicht gefallen,
Er sah, wie sie zogen ein schiefes Maul
Und besann sich nicht lange und war nicht faul
Und ließ, um der Gäste Durst zu stillen,
Etswelche Krüge mit Wasser füllen,
Doch dacht' er dabei honnet und fein
Und verwandelte sie, weiß Gott, in Wein.
Und als sie den Wein nun hatten getrunken
Und waren in große Andacht versunken,
Da erst erkannten den Herrn die Laffen,
Der ihnen Wein aus Wasser geschaffen. —

Und so sind sie noch bis auf den heutigen Tag,
Die Leute; wenn Gott kein Wunder thun mag,
Dann sperren sie's Maul auf und woll'n's nicht
begreifen,
Bis er endlich aus den Wolken thut greifen.
Die Frommen freilich, die haben's nicht nöthig,
Zu Allem sind sie gehorsam erbötig
Und erkennen immer den Herren fein,
Zumal, wenn er Wasser verwandelt in Wein.

B.

Aus einer Sammlung von Preußen-liedern.

I.

Vorwort.

Die einst, der Zwietracht Beute,
Den langen Kampf gekämpft,
Bis sie im blut'gen Streite
Den wilden Haß gedämpft,

Sie bieten sich jetzt im Frieden
Die treue Bruderhand,
Längst ist der Groll geschieden
Vom deutschen Vaterland.

Drum mag's der Sänger wagen,
Zu singen von jener Zeit,
Sein Lied in späten Tagen
Sühnt das vergangene Leid.

Vergessen von den Söhnen
Ist Zwietracht, Haß und Mord,
Die Heldensagen tönen
Indessen ewig fort.

II.

Der Ahnen Prophezeihung.

Es stand schon lange Preußen mit Oesterreich nicht gut,
Vielfache Kränkung setzte allmälig böses Blut;
In Schlesien die Länder, die es an sich gebracht,
Es konnt' sie nicht erlangen von des Kaisers Macht.
Für viele große Dienste, die einst in schwerer Zeit
Der große Kurfürst zollte, ward ihm Nichts, als Leid;
Da prophezeiht' er zürnend in seines Herzens Weh'n:
„Es wird dereinst ein Rächer aus meinem Staub erstehn."
So Friedrich auch der Erste, den man tief bethört,
Verwies der Krone Erben mahnend auf das Schwert.
Und endlich Friedrich Wilhelm, dem man schlau genug
Die lebenslange Treue vergalt mit Lug und Trug,
Prophetisch zeigt' er einstmals auf seinen großen Sohn
Und sprach: „von Diesem werden empfangen sie den Lohn."
So winkten aus der Ferne, zu grausem Bund gepaart,
Die Rachegeister drohend in die Gegenwart,
So ward durch drei Geschlechter genährt der Zwietracht Fluch,
Deß Funken endlich prasselnd in volle Flamme schlug:
Zu rächen seines Hauses, seiner Ahnen Schmach,
Erschien dem großen Friedrich der heißersehnte Tag;
Den Schreckenstag sieht nahen das Kaiserhaus mit Grauen,
Und Schlesien entreißt er des Doppeladlers Klauen,
Zwei wuthentbrannte Löwen stürzen sie zusammen,
Der große König zürnet, Europa steht in Flammen.

III.

Die Schlacht bei Chotusitz.

Bei Chotusitz in Böhmen
Stritt einst der Preußen Macht,
Da floß das Blut in Strömen,
Da ras'te wild die Schlacht.

Dem Feinde kühn entgegen
Der König rückt in's Feld,
Hoch seinen Heldendegen
Er in der Rechten hält.

Die Generale stürmen
In unhemmbarem Lauf,
Und Leichenberge thürmen
Sich hinter ihnen auf.

Die Säbelhiebe klirren,
Rings donnert das Geschütz,
Mit goldnen Flügeln schwirren
Die Flammen um Chotusitz.

Umsonst die Feinde stemmen
Entgegen sich dem Heer,
Nicht feur'ge Mauern hemmen
Der Sieger fluthend Meer,

Die Ungarn unterliegen
Dem allgewalt'gen Chok,
Zum Siege vorwärts fliegen
Dessau und Buddenbrock.

Der Feind ist überflügelt,
Er fliehet Hauf auf Hauf,
In Böhmen Nichts mehr zügelt
Der tapfern Preußen Lauf.

Doch er, der edle Sieger,
Verweilet nach der Schlacht,
Bis er die wunden Krieger
Mit Hülf' und Trost bedacht.

IV.

Der brave Grenadier.

Ein tapfrer Preußen-Grenadier,
Der Kranel ward er genannt,
Bestieg einst, voll von Kampfbegier,
Von hohem Muth entbrannt,
Bestieg am hellen, lichten Tag
Allein das Ziska-Fort bei Prag.

Es ordnete der Feldmarschall
Den Angriff stolz und kühn,
Erstürmen sollten sie den Wall,
So wollt' es Held Schwerin.
Da dacht' der Krauel wohlgemuth:
Wohlan, so opfr' ich hier mein Blut!

Er schwingt den Kolben in der Faust,
Dringt vorwärts ganz allein,
Schlägt um sich, daß es saust und braust,
Dort oben will er sein,
Er bricht den Kameraden Bahn,
Bis sie die Leiter setzen an.

So ward erstürmt das Ziska-Fort;
Der König, der's geseh'n,
Beschloß zur Stell', den Braven dort,
Den Krauel, zu erhöh'n,
Flugs ward der tapfre Grenadier
Zum Edelmann und Officier.

V.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg.

Bei Hohenfriedberg ging's gar heiß,
Die Preußen avancirten,
Da rann das Blut, da troff der Schweiß,
Die Eisenwaffen klirrten,
Im Sturmschritt rückt das Fußvolk vor,
Schon fliehet rings der Sachsen Corps.

„Lothringen, auf! errett' den Freund!
Sorg' für dein eignes Leben!
Schon unaufhaltsam naht der Feind,
Hoch Preußens Adler schweben,
Und nieder mäht auf blut'gem Feld
Dein Heer der königliche Held!"

Vergeltung nahet schrecklich heut',
Es öffnen sich die Reihen,
Und die Dragoner von Baireuth
Rasseln hervor, die Leuen,
Und ihres Schwerts gewalt'ge Wucht
Treibt Alles vor sich in die Flucht.

Wie schön und grausend Sieg und Blut
Aus ihren Zügen blinken!
Hier hilft kein Widerstand, kein Muth,
Die Kaiseradler sinken.
Die Erde dröhnt, es ras't die Schlacht,
Es siegt der Preußen Heldenmacht.

Victoria! die Schlacht ist aus,
Die Krieger zieh'n von hinnen,
Der Donner schweigt, dem blut'gen Graus
Folgt schöneres Beginnen,
Hoch die Dragoner von Baireuth
Der König ehrt für ew'ge Zeit.

VI.

Die Schlacht bei Kesselsdorf.

Wer kennt von Friedrichs Helden
Den alten Dessau nicht,
Wohl brummend oft und knurrend,
Doch treu stäts seiner Pflicht!

Den Herrgotts-Schwerenöther,
Wie die Armee ihn hieß,
Den alten, grausen Kater,
Der nie sich schrecken ließ!

Deß fürchterliches Knurren
Bei Kesselsdorf einst schallt',
Wo er die grimm'gen Zähne
In Feindes Herz gekrallt;

Der vor der Schlacht gebetet:
„Den Feind heut' schlage ich,
Herr, wenn Du auch nicht beistehst,
Sei nur nicht wider mich!"

Der fromm und unerschüttert
Geschlagen manche Schlacht,
Mit unnahbaren Händen
Das Vaterland bewacht;

Der, ob zwar rauh von außen,
Doch innen lautres Gold,
Sein edles Fürstenleben
Dem Könige gezollt.

Dafür, zum ew'gen Ruhme,
Im Bildniß prangt der Held,
Das Friedrich der Gerechte
Noch spät ihm hingestellt.

VII.

Der Dresdner Friede.

Wohl schallen frohe Lieder,
Die Siegesfeuer glüh'n,
Im Jubel kehret wieder
Der König nach Berlin.

Die Roß- und Breite-Straße
Durchwallt ein froher Troß,
Wie eine Fluth umwogt es
Das hohe Königsschloß.

Kanonendonner kündet
Den Heißersehnten an,
Des Volkes frohes Rufen
Folgt ihm auf seiner Bahn.

Aus allen Fenstern wehen
Die Tücher in der Rund',
„Vivat Friedrich der Große!"
Erschallt's aus jedem Mund.

Ihn aber sieht man baldigst
Der Freude sich entzieh'n,
Er eilt zum Sterbelager
Des theuren Lehrers hin.

Die Freude winkt vergebens,
Die Pflicht ruft ihn zum Schmerz,
Und mehr als Siegeskränze
Schmückt ihn sein edles Herz.

VIII.

Der Doctor April.

Der Reichstag von Regensburg wollte in Gnaden
Den König von Preußen vor lassen laden,
Und hatte mit Acht
Und Aberacht
Bedrohet den König und angeklagt.

Dieweil er in Sachsen war eingefallen
Sollte die Reichsarmee über ihn fallen,
All' dies in der Still'
Der Doctor April
Des Königs Gesandten verkünden will.

Als dieser indeß die Ladung vernommen,
Da fühlt er vor Zorn und vor Wuth sich beklommen
Und rief nicht gar still:
Doctor April,
Was, Schuft, er mir insinuiren will!

Und packte den Reichsadvokaten beim Kragen
Und hieß wieder mit sich die Ladung ihn tragen
Und winkte hinaus,
Da warfen, o Graus!
Die Diener noch gar ihn zum Hause hinaus.

Das that der Gesandte, doch selbst in Person
Gab der König der Reichsarmee ihren Lohn
Und hat für die Acht
Und die Aberacht
Bei Roßbach die Zahlung ihr beigebracht.

IX.

Die Prager Schlacht.

Einst stieg auf Böhmens Fluren unweit der Haupt-
stadt Prag
Herauf den tapfern Preußen ein schöner, blut'ger Tag.
Der König wollte schlagen, das Heer ist aufgestellt,
Mit seinen Grenadieren rückt vor Schwerin, der Held;
Ob tausend Schlünde werfen den Tod in ihre Reih'n,
Von Feindes Reitern fallen die Hiebe grimmig drein,
Sie dringen durch die Sümpfe, sie scheuen nicht den Tod,
Bis endlich heißt sie weichen die allgewalt'ge Noth.
Da sprengt auf schmalem Damme der König flugs heran,
Ihm folgen seine Reiter auf blut'ger Siegesbahn;

Und seine Tapfern sammelt von Neuem Held Schwerin,
In seiner Rechten schwenkt er die Fahne stolz und kühn
Und rief: ihr Kinder, vorwärts! und ritt den Helden vor
Und öffnete noch sterbend des Sieges glänzend Thor.
Und ob er auch nun sinke, sein Tagwerk ist vollbracht,
Die Preußen stürmen vorwärts, gewonnen ist die Schlacht.
— Ruh' sanft, du tapfrer Kämpe, du kühner, greiser Held!
Dein Nam' ist eingeschrieben in's große Buch der Welt;
So lang' vom großen König und von der Prager Schlacht
Die Enkel werden reden, wird Deiner auch gedacht,
Du strahlst an Preußens Himmel ein glänzend Meteor,
Und trägst für alle Zeiten des Sieges Fahn' uns vor.

X.

Das Fest zu Gotha.

Versammelt waren sie allzumal
Zu Gotha, im herzoglichen Saal,
Die Schüsseln dampften, es perlte der Wein,
Die Franzosen schenkten sich tapfer ein.

Sie setzen zu Tische sich, festlich geschmückt,
Von künftigen Siegen die Sinne berückt,
Helljubeld ertönte Musik und Gesang
Zu der schäumenden Gläser krystallenem Klang.

Da sandte, sie dort zu begrüßen, o Graus!
Der König den tapfern Seidlitz voraus,
Und das köstliche Mahl vor den Lippen zerrann,
Als die furchtbaren Preußenreiter nah'n.

Der Sang verstummte, es schwieg die Musik,
Die Flucht nur allein bot Heil und Glück,
Und wild durcheinander, Hauf auf Hauf,
Vor den Preußen sie flohen in hastigem Lauf.

Die aber setzen sich nun zu Tisch,
Zum dampfenden Wildbrät, zum köstlichen Fisch,
Es kreis'te der Becher, es perlte der Wein,
Die Preußen schenken sich tapfer ein.

XI.

Die Schlacht bei Leuthen.

Wie in der Schlacht bei Leuthen
Der Preußen Heer einst stritt,
Das tönt durch alle Zeiten
Wie ein unsterblich Lied.

Zu seinen Officieren
Der Heldenkönig sprach:
„Nichts ist mehr zu verlieren,
Ich trage nicht die Schmach.

Ich werde auf ihn stürmen,
Wo nur der Feind sich hält,
Und wär' er auf den Thürmen
Von Breslau aufgestellt.

Wir müssen ihn besiegen,
Groß ist des Landes Noth,
Und sollten wir erliegen,
Wird uns ein schöner Tod."

Und auf des Himmels Segen
Vertrauend rückt er vor
Dem starken Feind entgegen
Mit seinem winz'gen Corps.

Mit Löwenmuth erzielt er
Des Tages großes Ziel,
Mit Eisenwürfeln spielt er
Das ungeheure Spiel.

Und in des Feindes Seiten
Drängt er den furchtbar'n Keil,
Und seine Reih'n erstreiten
Des Vaterlandes Heil.

So ward dem Muth der Treuen
Der stolze Feind zum Spott,
Da tönt' es durch die Reihen:
Nun danket alle Gott!

XII.

Auf dem Schlachtfelde bei Leuthen.

Es war die Schlacht geschlagen, der König ritt hinaus,
Zu sehen auf dem Schlachtfeld der Verwüstung Graus,
In seinem Blute wälzte sich mancher edle Held,
Wie ward da, ach! der Sieg ihm bitterlich vergällt!
Er sah vor Frost sie starren, von Noth und Wunden bleich,
Wie war so arm an Hülfe die Erd', an Gräueln reich!
Da flossen seine Thränen, er rief des Trostes baar:
O Himmel, wann wird enden meiner Leiden Schaar!
Und als zu ihm glückwünschend ein alter Feldherr stieß
Und sein Manoeuvre lobte und seine Weisheit pries,
Sah ihn mit nassen Augen der große König an
Und sprach: Es hat dies Alles ein Höherer gethan!

XIII.

Die Schlacht von Zorndorf.

Das Schlachtheer ist gestaltet,
Der Oberpope ritt,
Die heil'ge Fahn' entfaltet,
Segnend durch Reih' und Glied:
„Ihr Krieger all', nicht banget,
Zum Trost künd' ich euch Dies,
Wer heute fällt, gelanget
Sogleich in's Paradies."

Die Russen auf den Knieen
Vernehmen gern sein Wort
Und bald darauf sie ziehen
Zum heißen Kampfe fort.
Zorndorf schon steht in Flammen,
Die Preußen rücken vor,
Im dichten Kampf zusammen
Begegnen sich die Corps.

Hell leuchten rings die Hügel
Von rother Flammen Gold,
Schon wird der rechte Flügel
Der Russen aufgerollt;
Der ihnen ward verheißen,
Den Tod sie finden hier,
Die Reußen wie die Preußen
Sie geben kein Quartier.

Im dichtesten Gefechte
Der König commandirt,
Die sieggewohnte Rechte
Den Heldendegen führt;
Mit lautem Donner knallen
Die Kugeln her um ihn,
Die Adjutanten fallen
An seiner Seite hin.

Und nochmals bricht mit Grausen
Graf Fermor sich die Bahn,
Doch wird nicht lang' er hausen,
Bald rückt der Seidlitz an;
Mit seinen Cuirassieren
Stürmt siegend er heran,
Da vollends retiriren
Die Russen, Roß und Mann.

Und ihre Horden laufen
Zum Lager, wüst und siech,
Dort stürzen sie zu Haufen
Auf ihre Fässer sich;
Mag eingeschlagen werden
Das Faß vom Officier,
Sie schlürfen von der Erden
Den Branntewein mit Gier.

Kein Fluch kann sie verjagen,
Kein Kantschuh treibt sie fort,
Sie lassen todt sich schlagen
Und weichen nicht vom Ort,
Bis in die Erd' versunken
Die unheilvolle Fluth,
Bis ihre Sinne trunken
Von Branntewein und Wuth.

XIV.

Die Schlacht bei Liegnitz.

Von Feinden rings umgeben
Stand abermals der Held,
Sein und der Seinen Leben
Dem Tode bloßgestellt.

Den edlen Geist, geboren
Zum Heil der Nation,
Wer rettet ihn? Verloren
Scheint Deutschlands größter Sohn.

Soll schließen sich den Plagen
Sein Blick auf letztem Pfad?
Der Blick, dem ohne Zagen
Kein Menschenaug' genaht?

Nein, fürchtet nicht, noch thronet
In seiner Kraft der Held,
In seinem Busen wohnet
Die Hülfe einer Welt.

Das Lager mit den Seinen
Flieht er in stiller Nacht,
Von treuer Sterne Scheinen,
Vom großen Gott bewacht.

Und als der Feind gen Morgen
Zum Lager hin nun zieht
Und arglos, ohne Sorgen
Sich pfeift ein lustig Lied;

Da mit der Schlachten Schrecken,
Zu grausem Bund vereint,
Läßt auf zum Tode wecken
Er den erstaunten Feind.

Es grüßen die Kanonen
Aus fürchterlichem Mund,
Und seine Legionen
Umzingeln ihn zur Stund'.

Es fällen schwere Wunden
Die Feinde ohne Zahl,
Es hielt in zweien Stunden
Der Tod ein reichlich Mahl.

Und als das Licht der Sonnen
Aufwärts am Himmel stieg,
War schon die Schlacht gewonnen,
Erkämpft der blut'ge Sieg.

Da jubeln hundert Chöre
Mit wildem Siegsgeschrei: —
Gerettet ist die Ehre,
Das Vaterland ist frei. —

Bei Liegnitz ist's geschehen,
Wo mit der Heiden Macht
Einst kämpft' auf selb'gen Höhen
Der Christ in blut'ger Schlacht.

XII.

Die Schlacht bei Torgau.

Donnernd krachen die Geschütze,
Trommel wirbeln, Fahnen weh'n,
Rings von den Süptitzer Höh'n
Schleudert Daun die Schreckensblitze.

Vorwärts dringen Preußens Schaaren
Und der König führt sein Heer,
Kugeln sausen um ihn her,
Mög' den Helden Gott bewahren!

Siegen will der große König,
Ob er auch getroffen fällt,
Wieder auf rafft sich der Held
Und er fragt darnach nur wenig.

Siegen will er oder sterben,
Enden soll die herbe Noth,
Sieg und Ruhe oder Tod
Will er fechtend sich erwerben.

Und es donnern die Geschütze,
Trommel wirbeln, Fahnen weh'n,
Rings von den Süptitzer Höh'n
Schleudert Daun noch seine Blitze.

Und schon will der Tag sich neigen,
Unentschieden schwankt die Schlacht,
Nieder sinkt die dunkle Nacht,
Heißt die Kriegesdonner schweigen.

Da von Neuem hört man's sausen,
Zieten endlich rückt heran,
Bricht sich unaufhaltsam Bahn,
Vorwärts seine Schaaren brausen.

Preußens Heer tritt neu zusammen,
Stürzt noch einmal auf den Feind,
Eine andre Sonne scheint,
Süptitz lodert auf in Flammen.

Trommel wirbeln, Fahnen wehen,
Donner rollen durch die Nacht,
Und gewonnen ist die Schlacht
Und erstiegen sind die Höhen.

XVI.

Die Belagerung von Colberg.

Unzählige Heere schlossen sie ein,
Umzingeln sie bis zu den Thoren,
Zu Wasser, zu Lande kann Nichts herein,
Und erscheint nicht der Retter, sie zu befrei'n,
So ist die Feste verloren.

Er aber, der greise Commandant,
Verachtet Tod und Gefahren,
Mit seinem Häuflein, von Muth entbrannt,
Will er sterben für's theure Vaterland,
Will treulich die Stadt er bewahren.

Nicht Hunger, nicht Bomben, nicht Sturmesgebraus
Erschüttern den Heyden, den alten,
Er sendet den brüllenden Tod hinaus
Und will in seinem steinernen Haus
Bis zum letzten Manne sich halten.

Und es stürmet der Feind mit neuer Wuth,
Rings stehen die Häuser in Flammen,
Sie sinken, doch nicht der Besatzung Muth,
Sie opfert begeistert Leben und Blut,
Hält treu bis zum Tode beisammen.

Da endlich eilet der Retter heran,
Der Werner mit seinen Getreuen,
Mit seinem Häuflein bricht er sich Bahn,
Und nochmals greift die Besatzung an,
Sie ringen und kämpfen wie Leuen.

Vor den winzigen Schaaren siegentbrannt
Kann der mächtige Feind sich nicht halten;
Und so hat der Heyden mit schwacher Hand,
Der greise, unsterbliche Commandant,
Die Feste dem König erhalten.

XVII.

Das Lager bei Bunzelwitz.

Was wird der König beginnen?
Bedroht von einer Welt!
Für ihn gibt's kein Entrinnen,
Umzingelt ist rings der Held.

Da ruft er im leeren Raume,
In der Ebne von Bunzelwitz,
Hervor gleich einem Traume
Der Macht und des Schreckens Sitz.

Auf sein allmächtiges: Werde
Erhebt sich lang und breit
Ein Lager aus der Erde
In dreier Tage Zeit.

Es prangt da stolz und prächtig
Wie eine Feste zur Schau,
Unübersehbar und mächtig
Erhebt sich der kühne Bau.

Unzählige Palissaden
Umziehen des Lagers Rund,
Es droh'n die Geschütze, geladen,
Mit offenem Todesschlund.

Rings öffnen sich Gruben und Minen,
Gefüllt mit Pulver und Blei,
Es lauren hinter Faschinen
Soldaten in stattlicher Reih'.

Solch Lager schön und grausend
Hat nie die Welt gesehn,
Zum Schutze vieler Tausend,
In dreien Tagen entstehn.

Vor solchem Werk erzittert
Der größte und kühnste Held,
Vor solchem Bau zersplittert
Die Kraft einer ganzen Welt.

Stäts Tag und Nacht, zu empfangen
Den Feind, steht das halbe Heer
Voll Muth und Siegesverlangen
Bereit und unter'm Gewehr.

Und hinter den Wällen thronet,
Unnahbar wie ein Gott,
Der Heldenkönig und lohnet
Dem stolzen Feind' mit Spott.

Er weicht nicht von seinem Plane,
Bis den Gegner von dannen er plagt,
Bis der Hunger mit grimmigem Zahne
An den Knochen des Feindes nagt.

XVIII.

Kleist im Reiche.

Das Reich zum Frieden zu zwingen,
Der König den Feldherrn sandt',
Er sollte vorwärts dringen
Blitzschnell mit gewaffneter Hand.

Drauf Kleist mit seinen Husaren
Brandschatzte und schwärmte durch's Reich,
Es flutheten seine Schaaren
Dem wogenden Meere gleich.

Da schickten die freien Städte
Gesandten zum Feldherrn hinaus:
Nach welchem Recht' er dies thäte
Und verübte solchen Graus?

Der wies auf seine Soldaten
Und sprach: dort steht mein Recht,
Das sind meine Advokaten,
Sie führen den Kiel nicht schlecht.

Es sind gewandte Leute,
Sie halten nichts vom Regreß,
Es genügt ihnen jede Beute,
Sie machen kurzen Prozeß.

Mit Kanonenkugeln rufen
Die Parthei sie zum Gericht,
Und wehe, wer vor den Stufen
Zu lang' ihnen widerspricht!

Das Schwert ist ihre Feder,
Die tauchen sie tief in Blut,
Papier ist des Feindes Leder,
Drauf schreiben sie deutlich und gut.

Auch auf des Feindes Rücken,
Er sei gewölbt oder hohl,
Ihr Siegel aufzudrücken
Verstehen sie gar zu wohl.

Kein Kodex macht ihnen Sorgen,
Sie halten's mit Schwert und Speer,
So verfechten sie heut' wie morgen
Ihr Recht. Was wollt ihr mehr?

XIX.

Des Krieges Ende.

Geendet ist der fürchterliche Krieg,
Von dannen ziehen die bekränzten Schaaren,
Den Heldenkönig schmücken Ruhm und Sieg,
Er stand ein Fels in Schlachten und Gefahren,
Und vor unzähl'gen, feindlichen Gewalten
Hat Schlesien er behauptet und erhalten.

Verstummet sind der Kriegesleiden Schmerzen,
Auf allen Häusern prangt der Siegeskranz.
Er aber trägt sein treues Volk im Herzen,
Er denkt der Noth des armen Vaterlands,
Die Hand, die sonst das Loos zum Tod' gegeben,
Will spenden fürderhin nur Glück und Leben.

Er, der bis jetzt des Krieges Fackel schwang,
Vor dessen Heldenschwert Europa bebte,
Der wie der Schlachten Gott im wilden Drang,
Im Schoß der Leiden und der Schrecken lebte,
Dem Siegsgepränge kehret er den Rücken
Und eilet, seine Völker zu beglücken.

XX.

Zieten an der Tafel des Königs.

Es trug sich an der Tafel des Königs einstens zu,
Daß Vater Zieten sorglos einnickt' in süßer Ruh',
Verlegen sah'n's die Gäste und wollten heimlich ihn
Anstoßend wieder wecken, da sah der König hin
Und sprach: o laßt ihn schlafen, es sei ihm nicht verdacht,
Er hat in bösen Stunden gar oft für Uns gewacht.

C.

Sonette bei Gelegenheit des Beethoven-Festes.

1.

Wie einstens Du in heil'gem Glutverlangen,
In göttlicher Begeisterung Du standest,
Die trunknen Blicke zu dem Himmel wandtest,
Von dort herab die Töne zu empfangen, —

— Es flattern um Dich rings der Töne Geister,
Sie schweben, wirbeln, rauschen um Dich her,
Wie ein gestaltlos, sturmbewegtes Meer,
Du aber bannest sie, der kühne Meister, —

So steht Dein Bild in's starre Erz gegossen,
Zum Himmel blickst Du auf mit ernsten Blicken,
Den Griffel hält bereit die kühne Rechte;

Es strahlt Dein Haupt von heil'ger Weih' umflossen,
Die Brust erglüht in göttlichem Entzücken,
Und gern gehorchen Dir die dunkeln Mächte.

2.

Als Du noch lebtest auf der Welt hienieden,
Da ließen sie Dich leiden und verzagen,
In's leere Nichts verhallten Deine Klagen
Und nur der Tod gab endlich Dir den Frieden.

Doch jetzt bereiten sie Dir hohe Feste,
Begeistert bau'n sie reiche Monumente,
Die ganze Welt reicht freudig sich die Hände,
Zu Deiner Feier strömen tausend Gäste.

Nicht tadelt drum die Welt! stäts will sie gerne
Den gottverwandten Genius verehren,
Er selber ist der Gegenwart Verächter.

Der Erde Qualm umhüllet seine Sterne,
So lang' er lebt, mit neidischem Verwehren, —
Ihn fassen erst die kommenden Geschlechter.

3.

Von Bonn nach Wien ging einst der arme Knabe
Mit leichtem Bündel und die Tasche leer,
Doch von Musik war Kopf und Brust ihm schwer
Und Tön' und Noten seine einz'ge Habe.

Und eine Kraft erwacht' ihm sonder gleichen,
Der Töne Wunderwelt ward ihm erschlossen,
Der Jüngling strebte ernst und unverdrossen,
Den nie betretnen Gipfel zu erreichen.

Und er entzückte aller Menschen Herzen,
Sein Ruhm durchdrang die Welt nach Nord und Süden,
Und jeder pries den allgewalt'gen Meister,

Deß mächt'ger Wink der Töne Zaubergeister
Aus allen Sphären kühn herab beschieden,
Verklärend Erd' und Himmel, Lust und Schmerzen.

4.

Es ringet sich aus Kummer und aus Plagen
Der Genius empor zum reinen Lichte,
Seht euch nur um! so lehrt es die Geschichte,
Selbst der Erlöser ward an's Kreuz geschlagen.

So hast auch Du gerungen und gestritten,
Dich drückte Noth, der Töne Wunderwelt,
Die Andern Du erschufst, war Dir vergällt,
Ach, wie gar sehr hat drob dein Herz gelitten!

Jetzt horchest Du der Welten Harmonieen,
Die einst mit heil'ger Ahnung Dich durchdrungen,
Mit offnem Sinn, den keine Band' erschweren,

Des Weltalls wunderbare Melodieen
Umrauschen Dich, Dir tönt in tausend Zungen
Das alte, ewige Concert der Sphären.

5.

Unscheinbar ist der Nachtigall Gefieder,
Sie flieht den Tag, sie flieht die bunten Felder,
Verborgen in der heil'gen Nacht der Wälder
Nur singt sie ihre glutbeseelten Lieder.

So hüllet sich in einfache Gewande
Der Genius und fliehet still, bescheiden,
Das störende Gewühl der Welt zu meiden,
Zurück in seine unsichtbaren Lande.

Und so auch einfach standest Du, o Meister!
Das Chaos Deiner Tonwelt zu gestalten,
Flohst Du in Deines Hauses stillen Tempel,

Wann Dich beschlichen die befreund'ten Geister,
Dich rüttelten die mächtigen Gewalten; —
Denn Demuth ist der wahren Größe Stempel.

6.

Beim Anhören eines Quartetts von L. v. Beethoven in dessen Geburtshause.

Die Töne wogten durch des Hauses Räume,
Mit Geisterhauch durchbebten sie das Herz,
Und jubelnd hob der Geist sich himmelwärts,
Aufschwingend sich in's Land der goldnen Träume.

Was forschet ihr, wo seine Wiege stand?
O streitet nicht! Wo er auch sei geboren,
Euch allen ist der Hohe unverloren,
Euch und dem ganzen Deutschen Vaterland.

Ach, nicht auf Erden konnt' er lange wohnen,
In Bonn, in Wien war ihm die Welt zu enge,
Drum schwang er früh sich in das Land der Geister,

Und glänzet nun in Himmels Regionen,
Entrückt der Erde schmerzlichem Gedränge,
Ein Stern der ganzen Welt, der hohe Meister.



